

# Karl Steffensen 1816-1888 : ein Flensburger als Philosoph an der Universität Basel

Autor(en): **Hirschfeld, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **76 (1976)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117905>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Karl Steffensen 1816–1888

*Ein Flensburger als Philosoph an der Universität Basel*

von

Peter Hirschfeld

1. Herkunft und Kindheit .....	20
2. Rechts- und Geschichtsstudium in Kiel und Berlin 1834–1841 .....	23
3. Erfahrungen als Pädagoge 1840–1848 .....	28
4. Erfahrungen als Politiker 1848–1850 .....	33
5. Reisen 1838–1852 .....	40
6. Geistige Entwicklung und Klärung 1838–1852 ....	46
7. Als Privatdozent in Kiel 1852–1854 .....	52
8. Berufung als Ordinarius nach Basel 1854 .....	55
9. Leben, Vorlesungen und Wirken in Basel 1854–1888	58
10. Steffensens Gedankenwelt und Stellung gegenüber Jacob Burckhardt .....	65

Von den zahlreichen Deutschen – und darunter auch etlichen Schleswig-Holsteinern aus dem bis 1864 mit Dänemark verbundenen Gesamtstaat –, die im 19. Jahrhundert an die Universität Basel berufen wurden, ist kaum jemand so vollkommen heimisch an ihr geworden wie *Karl Steffensen* aus Flensburg. Meistens gaben auch die gebürtigen Schleswiger nur kurze Gastrollen, so der Jurist Georg Beseler aus Husum 1835–1837 in Basel oder der berühmte Theodor Mommsen aus Garding in Eiderstedt 1852–1854 an der Universität Zürich. Dort wirkte der aus Ütersen in Holstein stammende Eduard Osenbruggen ähnlich wie Steffensen von 1851 bis zu seinem Tode 1894 und verfaßte neben seiner Tätigkeit als Rechtslehrer eine Reihe von «Wanderstudien» vorwiegend über die Hochalpen.

Gewiß beruhte Steffensens rasches Einleben und Bleiben in Basel außer auf persönlichen Neigungen auch auf der historischen Tatsache, daß seine engere Heimat, die Bauernlandschaft Angeln im südlichen Teil des alten Herzogtums Schleswig, ja in ganz ähnlicher Art unmittelbar außerhalb des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation lag wie die Eidgenossenschaft. Die Städte Basel und Flensburg empfingen ihre geistige Lebendigkeit nicht zuletzt aus ihrer exponierten Grenzlage.

Die Verwandtschaften und Kontraste beider Länder und Städte fanden ihren anschaulichsten Ausdruck in zwei Universitätslehrern, die in Basel fast 25 Jahre lang nebeneinander wirkten: dem Basler Bürger Jacob Burckhardt und dem zwei Jahre älteren Karl Steffensen. Beide bestimmten in den sechziger und siebziger Jahren in vorbildlicher Weise Lehre und Forschung an der philosophischen Fakultät. Wenn wir sie nebeneinander nennen, so muß die Gegenüberstellung gleich dahin eingeschränkt werden, daß Steffensens so oft gehemmte Persönlichkeit keinesfalls an Wirkungskraft mit Jacob Burckhardt verglichen werden kann. Aber sein Leben und seine Laufbahn verdienen es doch wohl, der Vergessenheit entrissen zu werden.

### *1. Herkunft und Kindheit*

Steffensen verlebte seine ganze Jugend in Flensburg. Die für ihre Kleinheit doch durch Handel und Schifffahrt wohlhabende Stadt liegt reizvoll am Ende der Flensburger Förde und zieht sich vom Hafen an der westlichen Hügelkette hinauf. Noch heute bilden Holm und Große Straße die Hauptverkehrsadern zwischen den beiden alten Pfarrkirchen; die Grundstücke reichen in schmaler Länge, mit Speichern und Nebengebäuden bestanden, bis zum Hafen hinunter. Nur wenige Beispiele zeigen noch den Reiz dieser Bebauung einer typischen Handelsstadt. Flensburg war stets ein Brennpunkt der Auseinandersetzungen und heute des kulturellen Wettkampfes von Deutschen und Dänen. Darauf beruhte damals wie jetzt die geistige Regsamkeit der Einwohner, die den trägeren Sinn der Holsteiner erheblich übertrifft. Der junge Steffensen zog Gewinn daraus. Basel verdankt – im großen gesehen – seine Eigenart einer ähnlich exponierten Grenzlage, und es ist begreiflich, daß es Steffensen nicht schwer fiel, sich dort einmal völlig einzuleben.

Der Vater Asmus Steffensen wurde als Sohn des Kättners und Dorfschmieds Jacob Steffensen am 12. Dezember 1783 im Dorf Thumbby, 10 km südlich von Flensburg, geboren. Er wurde Lehrer und gelangte rasch in die Kreise städtischer Kultur. Schon 1805 war

er tätiges Mitglied im Flensburger Lehrerverein<sup>1</sup>. Neben der praktischen Arbeit seit 1807 als erster Lehrer am Waisenhaus, 1826 an der Schule St. Marien und 1834 an der Hauptschule für Mädchen veröffentlichte der fleißige Mann eine Reihe von zum Teil mehrfach aufgelegten Schulbüchern. Einzelne verraten schon in den Titeln einen leicht romantischen Höhenflug: so die in Briefform gekleidete «Beleuchtung wichtiger oft verkannter Wahrheiten aus der Erziehungskunde» (Augustenburg 1822) und «Pädagogische Lehrerzählungen», Hamburg 1831, als der Sohn 15 Jahre alt war. In Altona veröffentlichte er 1822 ferner «Katechetische Ausarbeitungen über interessante Gegenstände aus der Religions- und Pflichtenlehre» und widmete sie dem Flensburger Bürgermeister H. R. Feddersen. Die Gespräche zwischen Lehrer und Kind sind meistens pedantisch, aber manches ist amüsant zu lesen, so etwa die Rechtfertigung des Eigentums durch den Fleiß der erwerbenden Christen und der Vergleich der körperlichen und geistigen Arbeit: mit Nachdruck erklärt S. 169 das befragte Kind, daß anhaltende geistige Arbeit den Körper mehr angreift als körperliche! Deutlich setzt sich hier der in eine höhere Gesellschaftsschicht vorgedrungene Sohn gegen die bäuerliche und handwerkliche Arbeit des Vaters ab.

Asmus Steffensens Sohn Karl, geboren am 25. April 1816, der die soziale Stufenleiter so rasch weiter emporstieg, erachtete seinerseits kein einziges Buch seines Vaters für wert, in seine Bibliothek von fast 4000 Buchtiteln oder doch in die Schenkung an die Universität Basel aufgenommen zu werden<sup>2</sup>. In der Tat scheint der Einfluß der lebhaften Mutter viel größer gewesen zu sein, ähnlich wie bei den aus Flensburg stammenden Müttern der Gelehrten Georg Waitz<sup>3</sup> und Georg Beseler sowie des dänischen Theologen H. L. Martensen. Flensburgerinnen haben es im 20. Jahrhundert bis zur Leiterin einer Reederei und zur Direktorin des Städtischen Museums gebracht.

Asmus Steffensen heiratete am 24. Oktober 1813 Catharina Margaretha Dorothea Harder, geboren 12. Oktober 1793 als Tochter des Halbhufners Marx Hinrich Harder im kleinen Dorf Füsing im südlichen Angeln nahe Schleswig. Das bis heute kaum vergrößerte Dorf, in dem die Familie Harder nicht mehr ansässig ist, liegt reizvoll

<sup>1</sup> Freundliche Mitteilung von Stadtarchivar Dr. H. Fr. Schütt, Brief vom 24. Februar 1972. – Für genealogische Auskünfte danke ich den Kirchenbuchämtern der Propsteien Flensburg und Angeln.

<sup>2</sup> UB Basel, Catalog der Steffensen-Bibliothek 1889; für freundliche Hilfe danke ich Dr. M. Hagmann, Kat.-Abt.

<sup>3</sup> Selbstbiographie in: Deutsche Kaiser von Karl d. Gr. . . . , Berlin 1862, VIII. – G. Beseler, Erlebtes und Erstrebtes, Berlin 1884, S. 2, 4. – H. L. Martensen, Aus meinem Leben, Karlsruhe 1883/84, Bd. 1, S. 16.



auf einer leichten Bodenwelle am Ausfluß der Loiter Au in die Schlei. Welch Kontrast dieser ländlichen Abgeschlossenheit zu dem Haus Münsterplatz 4 in Basel, wohin sein Lebensweg den Sohn so bald führen sollte! Das junge Mädchen kam früh nach Flensburg, möglicherweise ins Haus der dänisch gesinnten Familie Paulsen<sup>4</sup>, deren 1798 geborenen Sohn Christian Steffensen 1837 als Professor der Rechtswissenschaft in Kiel hörte. Der 1814 geborene älteste Sohn Heinrich Jürgen Steffensen heiratete 1843 Christian Paulsens Pflgetochter Gretchen Thrige, und in Paulsens Tagebüchern<sup>5</sup> wird die ganze Familie Steffensen mit der ihm eigenen Herzlichkeit erwähnt, der zweite, 1816 geborene Sohn Karl aber nur am Rande.

Mutter Steffensen wird anschaulich beschrieben von Karls Jugendfreund Julius Bärens, der später Dr. phil und Lehrer an der höheren Bürgerschule Hannover wurde und außer politischen Vorträgen 1854 einen Aufsatz über die Schlußszene von Faust II veröffentlichte, der sich in Steffensens Bibliothek befindet (Nr. 2574). Bärens nennt<sup>6</sup> die Mutter eine «außerordentlich anziehende Frau», die stets Vertrauen erweckte und die Unterhaltung im Familienkreise leitete, während Vater Asmus am Nebentisch Schulhefte korrigierte und zuweilen eine Bemerkung einwarf.

Die von Julius Bärens nach Steffensens Tod 1890 veröffentlichten Erinnerungen sind die einzige Quelle, die über den Knaben etwas aussagt. Ein tiefer Ernst habe ihn ausgezeichnet, und Vergnügungen «suchte und entbehrte er nie». Trotzdem war er bisweilen recht vergnügt. Er las viel, am liebsten Reisebeschreibungen (über 500 Werke in seiner Bibliothek!), auf einer von Linden beschatteten Bank vor der väterlichen Dienstwohnung am Marienkirchhof im Zentrum der Altstadt. Das Milieu der Stadt und seiner Familie, zu der außer dem älteren Bruder Heinrich Jürgen, später Pastor und theologischer Schriftsteller in Sarau Kreis Segeberg, noch zwei jüngere Schwestern Elise und Marie Brigitte gehörten, hat den Jüngling bei aller schon anklingenden Reiselust stark geprägt. So versichert sein treuester Freund und Biograph Joh. Heinrich Gelzer<sup>7</sup> aus Schaffhausen (1813–1889), der spätere Historiker und Diplomat in Berlin und Basel, daß ihn erst das Kennenlernen von Heimat und Familie den Freund richtig zu verstehen gelehrt habe.

<sup>4</sup> Vermutung von Dr. Schütt, Brief vom 17. Februar 1972.

<sup>5</sup> Flensborgeren, Prof. Christian Paulsens Dagbøger, hg. von K. Fabritius, Kopenhagen 1946 (Register).

<sup>6</sup> Karl Steffensen, Gesammelte Vorträge und Aufsätze mit einigen Erinnerungsblättern seiner Freunde (als Manuskript gedruckt), Basel 1890, S. 333–344: «Aus Karl Steffensens Jugendzeit.»

<sup>7</sup> Ges. Vorträge und Aufsätze, l.c., Einleitung S. II–XXXVI.

Die Freundschaft entstand 1840 in Rom, und Gelzer hat dann 1843 von Kiel aus die Geschwister Heinrich und Elise in Sarau und 1847, als die Mutter schon gestorben war, den Vater in Flensburg besucht. Damals sah er den Freund in Schloß Gravenstein und verhandelte mit seinem Patron, dem Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Steffensen besuchte das Flensburger Gymnasium außer mit Bärens zusammen mit dem später bekannten Historiker und Quellenforscher Georg Waitz (geboren 1813) und Friedrich Mommsen, späterem Kurator der Universität Kiel.

Zur Beurteilung von Steffensens geistiger Entwicklung ist die Tatsache wichtig, daß beide Eltern zwar als «gebildete Flensburger Bürgersleute» betrachtet werden können<sup>8</sup>, aber beide Großväter noch typische Kleinbauern und Handwerker in Angeliter Dörfern gewesen waren. Allerdings lebten bei der Eheschließung der Eltern beide Großväter und auch die Füsinger Großmutter Katharina Elisabeth Harder schon nicht mehr. Nur die Großmutter Agnetha Steffensen in Thumbby kann der Knabe noch besucht haben. Karl Steffensens starke philosophische Begabung übersprang zwar die Schranken der rein ländlichen Herkunft in der zweiten Generation, aber die bäuerliche grüblerische Schwere und Langsamkeit im Klarwerden über sich selbst zeigte sich bis zum Alter in der Hemmung gegenüber der Vollendung großer Arbeiten oder der Fixierung eines eigenen philosophischen Systems. Er war sich dessen in seiner Bescheidenheit vollkommen bewußt.

## *2. Rechts- und Geschichtsstudium in Kiel und Berlin 1834–1841*

Erst mit dem Studium im Herbst 1834 beginnen die Quellen der Familienbriefe<sup>9</sup> zu fließen. Steffensen hatte eigentlich Arzt werden wollen (wozu ihn vielleicht seine zarte Gesundheit trieb), aber da der Vater nicht damit einverstanden war, wählte er das Studium des Rechts und der Geschichte.

Vom 31. Oktober 1834 datiert sein erster Brief an die Eltern über die ersten Tage nach der um 2 Uhr morgens erfolgten Ankunft in Kiel. Im Gegensatz zu den meisten späteren Briefen, in denen die

<sup>8</sup> So Eduard His, *Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts*, Basel 1941, S. 177.

<sup>9</sup> Nachlaß Karl Steffensen, UB Basel, Handschriftenabt., E 1 Briefe. Außerdem: A Vorlesungen usw. Material, B Kolleghefte, C Studien, D Tagebücher. – Für großzügige Hilfe danke ich herzlich Konservator Dr. M. Burckhardt, ferner Sekretär R. Stoecklin. Besonders dankbar bin ich den Redaktoren Prof. A. Staehelin und Dr. M. Steinmann für ihre Ratschläge.

Krisen des Innenlebens die äußeren Ereignisse oft ganz zurücktreten lassen, entwickelt der Achtzehnjährige hier noch ein vernünftiges Erzähl-talent. Die Flensburger «Füchse» begaben sich zunächst zu seiner Magnifizienz dem Rektor Prof. Nikolaus Falck aus Nordschleswig (1784–1850), Jurist, Historiker und populärer Politiker, dann zum Dekan, dem Orientalisten Prof. Olshausen. Der erste akademische Tag brachte gleich «den Gang zur Schlachtbank», d. h. dem Convictsexamen vom 25.–28. Oktober, wobei Steffensen sich von 10–11 Uhr über römische Geschichtsschreibung und Geographie schriftlich äußern mußte. Montag war mündliches Examen, zuerst ging der Philologe und Altertumsforscher Gregor Nitzsch (1790–1861) «gegen uns los», dessen Sohn später Steffensens Freund wurde. Man sprach lateinisch. Von den fünf Flensburgern fielen zwei durch; am Donnerstag verkündete der Pedell den übrigen: Hansen, Iversen, Steffensen, die Fakultät sei mit ihnen zufrieden.

Er wohnte im «Convict», einer Art Studentenheim und berichtete nun mehr über geldliche Fragen. Im Sommersemester 1835 führt ihn das «Verzeichnis der Studierenden»<sup>10</sup> als «Student der Rechte und Geschichte» auf als wohnhaft bei Kupprash in der Kehdenstraße, zusammen mit seinem älteren Bruder, dem Theologen.

Steffensens Briefe an die Familie beleben sich stark, als er Ende Oktober 1835 für zwei Semester nach Berlin geht. Er lobt am 25. Oktober das eigene Logis in der Mauerstraße 41 «mit glänzendem Schreibsekretär» und Blick auf die Kuppel der Französischen Kirche; 30 Stuben hat er vorher besehen, die alle teurer als seine für 4½ Taler waren.

Am 8. November heißt es, er habe sich zuerst darüber gewundert, daß man sein «geläufiges Deutsch» lobte und nur an der Aussprache s-ch die ja eigentlich dänische Muttersprache bemerkte. Jetzt kommt er sich im Gegenteil schon «sehenswert» vor, weil er aus dem so «fernen hohen Norden» stammt. Die erste Hauptstadt, die der Jüngling kennenlernt, verfehlt nicht ihren Eindruck: die Pracht der Gaslampen in den Straßen, Schloß und alte Wache, das Blücherdenkmal und als schönstes Gebäude Schinkels «Königliches Museum» von 1824/28, das er am 4. Mai 1836 für einen Brief an die Schwester Marie als Kopfbogen-Vignette benutzt.

<sup>10</sup> Landesarchiv Schleswig, Abt. 65, 2, Nr. 596. Arch. Dir. i. R. Prof. Hector danke ich für seine Hilfe, Archivrat Dr. Witt für umfangreiche Auszüge und Ablichtungen, u. a. Protokoll des Convictsexamens aus Abt. 47, 7, Nr. 36.

Dieser Brief gibt als Antwort auf eine besorgte Frage des Vaters einmal Auskunft über Steffensens Studiengang. Schon hier zeigt sich seine Eigenart, daß er den realen Tatsachen der Laufbahn ungern Raum in seinen Aufzeichnungen gönnt und z. B. fast alle Namentnennungen vermeidet. Bei der Frage nach seiner Abhandlung ist er denn auch «fast roth geworden, denn aus dem Thema ist nichts geworden, da es mir theils unter den Händen zu ungeheuer wurde, theils die Krankheit die Fische mehrere Wochen zu alt werden ließ. Es wird ein kleiner Aufsatz werden, der jetzt in Arbeit ist.» Dies war Steffensens erste Arbeit über Otto von Freising im Seminar von Ranke, die diesen zu der prophetischen Bemerkung veranlaßte, Steffensen gäbe hier Geschichtsphilosophie. Der Flensburger Freund Waitz nahm an dem Referat teil und erinnerte sich 1837: «Man lernte in jedem Augenblick, und so köstliche Stunden wie z. B. bei Steffensens Aufsatz vergesse ich nie<sup>11</sup>.» – Steffensen hörte sonst römisches Recht bei Savigny, Deutsches Zivilrecht, naturwissenschaftliche und geschichtliche Publika und natürlich Deutsche Geschichte bei Ranke. Am Rande hörte er ferner Kunstgeschichte bei Hotho und vor allem Religionsgeschichte bzw. Philosophie bei Schellings Freund Heinrich Steffens aus Norwegen (geboren 1773), der seit drei Jahren in Berlin lehrte.

Einige Details aus seinem Alltag gab Steffensen schon am 8. Dezember 1835 im Geburtstagsbrief an den Vater statt eines geplanten «Mährchens»: 7 Uhr Aufstehen, Thee trinken mit wenig Zucker und pro Woche  $\frac{3}{4}$  Pfund Butter; 8–11 Uhr Kolleg, 1 Stunde spazieren oder «Musäum». Die Bekannten sind die alten: Georg Waitz, Dr. Michelsen, zwei Peters (einer Mediziner), Gruner und Reventlou «der hier so viel andere Bekanntschaften hat, übrigens freundschaftlich ganz wie sonst ist». Diese Bemerkung verrät Steffensens von Beginn an natürliche Umgangsform mit dem Adel. Es war Traugott, der jüngste Bruder des späteren Statthalters Graf Fritz Reventlou, geboren 1812 auf Falkenberg, der 1830 sein Jura-studium in Kiel begonnen hatte.

Am 22. Mai 1836 berichtet er angeregt über den Besuch der Bourbonenprinzen, die in einer von sechs Schimmeln gezogenen Kutsche einfuhren und im Museum 80 Louis d'Ors Trinkgeld verteilten. Er erschrickt dann selbst über die Länge seiner Schilderung – eine gewisse Vorliebe für Reichtum und Großzügigkeit taucht schon jetzt auf. Nachmittags will er mit fünf Holsteinern nach Potsdam.

<sup>11</sup> Brief an E. Herrmann 4. Februar 1837: Historische Zeitschr. 121, 1919, S. 245.



Ein Junibrief an die Schwestern verteidigt die Ironie der Studenten gegenüber der doch unerquicklichen Mentalität der Primaner und nennt in diesem Zusammenhang zum ersten Mal Sokrates in seiner Haltung vor den jungen Griechen. Charakteristischerweise spielt zur selben Zeit die sokratische Ironie eine Rolle auch in den Tagebüchern seines drei Jahre älteren, halben Landsmannes Sören Kierkegaard in Kopenhagen, z. B. am 1. August 1835 (I/A75, als erste Vorbereitung für seine Dissertation von 1841). Im Juli bittet Steffensen seinen Bruder, seinen ausgeliehenen Homer in der Übersetzung von Voss zurückzusenden.

Am 24. Juli 1836 skizziert er den Plan einer Fußreise nach Sachsen mit anderen Studenten, darunter Brammann aus Glückstadt. Waitz steht vor dem Examen, sein Buch über Kaiser Heinrich ist schon im Druck. Der letzte Brief ist vom 14. August – eine Woche später wird er schon in Dresden den katholischen Chorgesang hören. Alle Professoren reisen: die Mediziner in die Bäder, die Juristen in Deutschland herum, die Philosophen stöbern in fremden Bibliotheken – höchstens Theologen bleiben als «Hüter des Schatzes». Die Studenten sind «auf der Landstraße von der Türkei bis Flensburg». Er selbst ist einer der nördlichsten. «Gestern schloß Savigny», nur Ranke liest noch zwei Stunden. Steffensens Kolleghefte sind in Ordnung, nur die Revue der Bourbonenprinzen kostete ihn einen Vormittag. Nichts ginge über die Freude des Studenten über volle Kolleghefte; die Mutter möge sich vorstellen, daß «der Papierstoß in Folio einen Fuß hoch ist». Im Nachlaß<sup>12</sup> haben sich die drei gebundenen Bände von je 500–600 Blatt Folio in schöner Reinschrift erhalten; Allgemeine Erdkunde von Carl Bitter, Neueste Geschichte, französisch-polnischer Krieg 1794 und Deutsche Geschichte von Ranke, Pandekten von Savigny – dazu aus dem folgenden Kieler Wintersemester 1836/37 Criminalrecht und Criminalprozeß von N. Falck, besonders sorgfältig bis § 578 durchgeführt. Dies ist wohl kein Zufall. Falck war in seiner vielseitigen Begabung für Rechtsgeschichte, aktive Politik, Philosophie, Landesgeschichte eine verwandte Natur, die den um eine Generation jüngeren Schüler ansprechen mußte. Zudem war sein Lebenslauf ähnlich: er war 1784 im deutsch-friesisch-dänischen Sprachgrenzgebiet an der Nordseeküste geboren als Sohn eines wohlhabenden Hofbesitzers. Der Vater bestimmte den einzigen Sohn zum Gelehrten, so daß der Sprung vom Bauer zum geistigen Beruf schon in einer Generation gelang. Nach der Promotion als Philosoph holte ihn 1808 der temperamentvolle Staatsmann Graf Adam Moltke

<sup>12</sup> Nachlaß B, eigene Kolleg-Nachschriften.

(1765–1843) auf sein Gut Nütschau in Holstein als Hofmeister seines Sohnes. Er veranlaßte Falck zum erfolgreichen privaten Studium der Rechtswissenschaft.

Der hochgestimmte Berliner Schlußbrief klingt aus in der Vorfreude auf die Reise, auf Gebirge, Bildergalerie Dresden, die Wartburg «mit schönen Erinnerungen». Aber die Details zu beschreiben, wird ihm dann im Brief aus Altona vom 22. September 1836 wieder zu lästig, und er gibt nur Stichworte: Sächsische Schweiz, Thüringer Wald, Harz. Von Altona, wo er bei Onkel Eggers, dem Waisenhausdirektor, wohnt, will er zu Fuß nach Hause.

In Kiel findet er im November «alles auf altem Wege». Er macht Besuch, ist aber nirgends zum zweiten Mal. Nur der junge Jurist Prof. Hermann macht ihm Eindruck, und seine sechsstündige Vorlesung über Rechtsphilosophie vor bloß drei Hörern wurde wichtig für Steffensen. Sonst hörte er bei den Juristen Falck, Michelsen (zugleich Historiker), Kierulf, ferner Astronomie bei Scherck und Politik bei Richter.

Die Rückfahrt von den Weihnachtsferien mit J. Bärens Anfang Januar 1837 führte zum Teil zwischen 15 Fuß hohen Schneewänden hindurch und bei Wulfshagen über gepflügte Äcker. Am 2. Mai 1837 berichtet er der siebzehnjährigen Schwester Elise über Besuche mit dem Bruder in Plön bei Prof. Christian Paulsen, dem dänisch gesinnten Vertreter des dänischen und schleswig-holsteinischen Rechts an der Kieler Universität, Heinrichs späterem Schwiegervater. Er beneidet den Bruder fast um diesen Umgang; auch mit dem Justizrat Paysen und Frau. Der Brief schließt mit der praktischen Formel: «Grüßt die Grüßbaren». Oft wird die verwandte Familie Lassen genannt. Steffensen besucht den berühmten hantschen Geschichtsforscher Dr. Lappenberg, der in Blankenese in den Gärten seines reichen Schwiegervaters Baur wohnt. Rainvilles Garten an der Elbe gefällt ihm in Erinnerung an Dresden. Am 1. Juli erzählt er Elise von einer Ballfahrt in drei Wagen mit Damen, Studenten und Landwirten von Plön nach Muggesfelde zur Familie Tamm. «Das große, sehr schöne Herrenhaus des Gutes nahm uns um 6 Uhr auf – um 1/29 begann der Tanz mit 140 Personen», die im großen ovalen Gartensaal freilich gut Platz hatten. Sein schöner, zarter Stuckdekor von etwa 1800 ist noch erhalten.

Die Eltern hören am 31. Oktober 1837 vor Beginn des Wintersemesters vom Bezug der neuen Stube in der Dänischen Straße – unweit von Bibliothek und Familie Lassen. Er besucht Bruder Heinrich in Plön, dessen Abhandlung fast fertig ist. Steffensen hört jetzt schleswig-holsteinisches Prozeßrecht bei Chr. Paulsen, dann 2–3 Uhr über Hegels Philosophie. Er belegte nur 10–12 Stunden:



«Es bleibt dann für die Abhandlung [d. h. seine Dissertation über Rechtsphilosophie des Mittelalters] eine recht schöne Zeit, auf der sie dann auch schon mit vollen Segeln fortrudert.» Am 10. November ist das Tempo aber langsamer; er mag das 13. Jahrhundert noch nicht fallen lassen. Im Dezember berührt er zum ersten Mal brieflich die Politik, die ihn «an der Gränze» doch sehr beschäftigt.

Den letzten Brief vom 2. Februar 1838 schreibt er im Bett, da eine Erkältung sich auf die Brust warf und der befreundete Arzt Prof. Hegewisch ihn behandelt. Dies sind die ersten Anzeichen der Herzbeutelentzündung, die ihn zur Unterbrechung der Arbeit an der Dissertation und im August auf Hegewischs Rat zur heilenden Seereise nach Südfrankreich und Italien zwang. Erst im August 1840 kehrte er zurück. Daher hatte er keine Berührung mit dem ein Jahr älteren Theodor Mommsen aus Eiderstedt an der Nordsee, der im Mai 1838 sein Studium in Kiel begann<sup>13</sup>. Steffensens Promotion fand erst am 30. Oktober 1841 in Kiel statt, wobei dem Doktoranden aus gesundheitlichen Gründen die öffentliche Vorlesung und Diskussion erlassen wurde. In dem Gesuch der philosophischen Fakultät vom 28. September 1841 (unterschrieben von den Philologen Gregor Nitzsch, H. Ratjen, dem Philosophen Chalybäus, den Historikern Michelsen und Droysen) an die königlich Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei in Kopenhagen wird an der Arbeit «de medii aevi philosophia juris» ausgezeichnete Fleiß und Geisteskraft hervorgehoben<sup>14</sup>. Die erste Stufe war mit Glanz erreicht.

### 3. *Erfahrungen als Pädagoge 1840–1848*

Nach der Rückkehr aus Rom scheint Steffensen seinen Bruder im an der Ostsee gelegenen kurhessischen Besitz Panker in Ostholstein getroffen zu haben. Sicherlich hat er damit seine Vorstellung auf dem benachbarten Gut Waterneverstorf bei dem dänischen Grafen Hinrich von Holstein-Holsteinborg verbunden. Hier begann er wie so manche akademischen Lehrer am 1. November 1840 seine päd-

<sup>13</sup> In der dreibändigen Biographie von Lothar Wickert 1959–1964 wird Steffensen nicht genannt.

<sup>14</sup> Landesarchiv Schleswig, Abt. 65, 2, Nr. 554. – Der Text ist nicht erhalten. – Über die Kieler Historiker Dahlmann, Michelsen, Droysen, Waitz und Nitzsch siehe neuerdings Sigrid Wriedt, Die Entwicklung der Geschichtswiss. an der Christiana Albertina im Zeitalter des dänischen Gesamtstaates (1773 bis 1852), in: Quellen u. Forschungen z. Schl. Holst. Gesch. 64, 1973, Kap. V–VIII, X, mit Quellen und Literatur; ferner A. Scharff in: Gesch. Schl.-Holst. 7. Bd. 1. Lief. 1975, 11–15, 36, 44–46, 68, 74–76.

agogische Laufbahn als Erzieher der beiden 15- und 11jährigen Söhne Conrad und Carl, deren Mutter Mathilde Rantzau 1835 gestorben war<sup>15</sup>. Die ersten Eindrücke schildert er am 15. November 1840 seiner Tante Lassen in Kiel. Steffensen ist nicht ganz glücklich «in der reinen und scharfen Atmosphäre», was wohl klimatisch und seelisch gemeint ist. Er unterrichtet von 9 Uhr an und findet es schwierig, das, was er sich in Jahren überlegt hat, in drei Worten den Knaben zu vermitteln; aber: «sie verschlucken es mit Leichtigkeit wie das tägliche Brot.» Vormittags gibt er Religion (Neues Testament) und Latein, von 12–1 Uhr Spaziergang, dann Französisch, von 3–4 Uhr Geschichte und abends 7–8 Uhr Geographie. Die Gesellschaft besteht außer den zwei Knaben und ihrem siebenjährigen Schwesterchen Anna Louise aus dem Grafen und einer netten Gouvernante. Gegen Ende des Aufenthalts beschreibt Steffensen seinem Freund H. Gelzer<sup>16</sup> den herrlichen Blick von dem nahen, hochgelegenen Panker, wo man in der Meeresweite «den halben Horizont sieht». Er blieb in Kontakt mit den Zöglingen und ist tief erschüttert, als ihm 1848 der nun 19jährige Carl aus Heidelberg den Tod des älteren Bruders mitteilt.

In seinem unregelmäßig geführten ersten Tagebuch 1836–1846 erscheint Waterneverstorf präzise nur in einem Eintrag vom 10. November 1840: er glaubt sich fest entschlossen, «Prediger» zu werden und liest die Briefe der Günderröde. Bald darauf läßt er sich Hegel und Schleiermacher senden; Hegel, Kant, Malebranche erscheinen in Auszügen in einem «Waterneverstorf 1840/41» überschriebenen Faszikel «Studien»<sup>17</sup>. Über seinen Seelenzustand schreibt er der Schwester Elise: «Alles schlummert in mir noch in der Knospe», aber am 8. August 1841 findet er trotz häufiger Schwermut das Leben «unaussprechlich schön». Einige unbedeutende Sonette aus dem Frühjahr 1841<sup>18</sup> behandeln rein christliche Themen wie die Auferstehung.

Steffensen besaß zweifellos eine wohl von seinem auch theoretisch vielseitigen Vater ererbte Begabung für den Umgang mit der Jugend und ihre Ausbildung durch Kenntnisse und Vorbild. Waterneverstorf war eine kurze aber wichtige Stufe der Erfahrung für seine eigene Entwicklung. Die volle Möglichkeit zur Entfaltung seiner pädagogischen Fähigkeiten brachte die zweite Stellung.

<sup>15</sup> Danmarks Adels Aarborg 55, 1938, Anhang S. 32. – Graf Poul Holstein in Dänemark, Fuirendal, arbeitet an einer Familiengeschichte.

<sup>16</sup> Basel, Staatsarchiv, Privataarchiv 756 B 4. – Archivar Dr. W. Wackernagel danke ich sehr für große Hilfe.

<sup>17</sup> Nachlaß C Studien, Convolut (1).

<sup>18</sup> Gedichte in «Zur Erinnerung an Karl Steffensen», Basel 1896, S. 15, 17.

Bei seinem Aufenthalt in Neapel Mai bis Oktober 1839 hatte Steffensen zunächst in der Preußischen Gesandtschaft gewohnt<sup>19</sup>. Zweifellos hat er hier Louis Valette kennen gelernt, «pasteur de l'église évangélique allemande et française», einen ungewöhnlich tüchtigen Seelsorger. Er freundete sich so sehr mit ihm an, daß ihm die Trennung von Valette den Abschied von Neapel schwer machte. Im folgenden Jahr wurde Valette in ähnlicher Funktion als «pasteur de l'église de la confession d'Augsbourg» nach Paris berufen. Neben seinem Amt übernahm er im Herbst 1841 die Erziehung der Söhne Oscar und Tell des 1840 jung verstorbenen Schweizer Konsuls in Neapel Achille Meuricoffre<sup>20</sup>. Valette bat aber die Mutter Victoire, ihm die Heranziehung einer Hilfskraft zu erlauben, da seine Zeit zu knapp sei: «Il choisit pour cela un jeune docteur en philosophie, allemand de naissance, M. Charles Steffensen.» Steffensen kam Mitte Oktober 1841 über die Nordsee und Rouen nach Paris und trat in den intimen Kreis der Familie ein, wo er bald ebenso sehr Freund wie Erzieher wurde. Die dreieinhalb Jahre Paris sollten ihm zahlreiche Anregungen vermitteln, sowohl wissenschaftliche wie künstlerische bis zum Besuch der italienischen Oper.

Die schweizerische Familie Mörikofer (französiert Meuricoffre) stammte aus dem Thurgau, wanderte aber zum Teil im 18. Jahrhundert nach Lyon und nach Neapel aus, wo die Nachkommen als Bankiers reich wurden und seit 1840 mit Unterbrechung das Schweizerische Konsulat innehatten. Die Söhne heirateten Italienerinnen, Französinen und Frankfurterinnen (so der bekannten Familie Andreae). Ein ausgesprochener Familiensinn zeigte sich in den mehrfachen Heiraten zwischen Vettern und Cousinen, und gerade dieser Familiensinn erleichterte Steffensen das Einleben. Die Beziehungen dauerten bis zum Tode seines Schülers Oscar, der dem verehrten Lehrer vor der Berufung nach Basel Geldschenkungen für die Schwestern machte, im Wintersemester 1869/70 seine Vorlesungen besuchte und das Haus am Münsterplatz lobte. Mörikofer erbaute sich die üppig ausgestattete Villa Fiorita oberhalb von Neapel und wirkte als Mäzen. Offenbar waren die Mörikofers nicht leicht zu nehmen; z. B. beschwerte sich der allerdings anspruchsvolle J. J. Bachofen, der Mythenforscher in Basel, im März 1864<sup>21</sup>: «Die Meuricoffres, schweizerischer Consul, sind äußerst große Herren. Man wird etwa einmal zu einem diner parisien geladen und damit vorbei.»

<sup>19</sup> Nachlaß D Tagebücher, Bd. April bis Oktober 1839, S. 201.

<sup>20</sup> Oscar Meuricoffre, Souvenirs, Genf 1881, S. 53 ff., 74 f., 79, 233.

<sup>21</sup> Werke Bd. 10, 1967, Briefe, S. 307.

Die verwitwete Mutter seiner Zöglinge, Victoire geb. Bansa aus Frankfurt a.M. (sicherlich eine Nachkommin der mit Goethe bekannten Victoria Bansa), war nach Paris übergesiedelt und gewann den engsten Kontakt mit Steffensen. Oscar und Tell waren im Herbst 1841 17 und 15 Jahre alt. Beide besuchten mit ihrem Erzieher Vorlesungen u.a. der Historiker der Revolution J. Michelet und Edgar Quinet am Collège de France, und die Sorbonne. Die Jünglinge hatten mit Steffensen ein Studienzimmer im Hause von Pastor Valette. Oscar verließ Paris schon im Frühling 1843, um ins Bankfach zu gehen, Tell blieb bis Mai 1845 bei Steffensen, der ihn im Juli/August 1843 auf die «Alpenreise» mitnahm<sup>22</sup>. Von Neapel aus schilderte Oscar dem Bruder am 15. März 1844, welch Glück es für sie beide sei, einen Mann von so seltenen Fähigkeiten als Erzieher zu haben: «un si beau caractère, un cœur si chaud et une si vaste intelligence» – eine vollkommen zutreffende Schilderung von Steffensens Eigenschaften. Seiner Mutter schrieb Oscar vor Weihnachten 1843, er wünsche sich einen guten Brief von Steffensen, «der einen Stein auf meine oft etwas fliegenden Entschlüsse wirft». Die Mutter beschäftigte sich inzwischen, wie sie versprochen hat, in Paris damit, die Bibliothek des Sohnes zu vermehren «par le choix de Votre digne ami Steffensen». Oscar möge nicht leichtsinnig Bücher kaufen, sondern schlechte gar nicht erst lesen wollen. Auch hierüber sprach sie noch 1845 mit dem Lehrer, der weise erwiderte, dieser Wille müsse sich selbst entwickeln «dans un cœur pur et droit». Immer wieder betont Oscar später, wie sehr Steffensens Beredsamkeit die Familienunterhaltung gefördert habe. Er heiratete 1854 seine Cousine Sophie Andreae in Frankfurt und starb kinderlos 1880. Noch 1879 hatte er Steffensen in Frankfurt getroffen.

Vom jüngeren Bruder Tell existieren keine solchen Zeugnisse der Anhänglichkeit, aber im Juni 1853 besuchte er seinen Erzieher in Kiel und stiftete den Schwestern 250 Taler. Seine Lieblingsfächer waren Mineralogie und Zoologie.

Steffensen kehrte über England Ende Mai 1845 nach Flensburg zurück, wo er jedoch nicht so gut arbeiten konnte wie bei seinem Bruder, der seit 1841 Pastor in Sarau in Holstein war. Aber noch waren seine pädagogischen Lehr- und Wanderjahre nicht zu Ende, sondern brachten einen neuen Höhepunkt mit gänzlich anderen menschlichen Erfahrungen: als «Gouverneur» und Erzieher der Prinzen von Schleswig-Holstein-Augustenburg in den schön gelegenen Schlössern Augustenburg auf Alsen und Gravenstein zwi-

<sup>22</sup> Nachlaß D Tagebücher, Bd. Alpenreise.



schen Flensburg und Sonderburg – der heutigen Sommerresidenz der dänischen Königsfamilie.

Die Familie erhält noch am 1. Juli 1845 Bericht über den Antritt: «4 Uhr nachmittags: der Erste Tag ist also abgelaufen»; den Eingang machte Gott «freundlich und ermutigend», und der Herzog Christian August war «fürstlich und gnädig». Er stellte die beiden 16 und 14 Jahre alten Prinzen Friedrich (geboren 6. Juli 1829) und Christian vor, über deren Frische Steffensen sich freute. Er unterrichtete täglich zwei Stunden vor allem Geschichte und Literatur, während zwei weitere Lehrkräfte die übrigen Fächer versorgten; «von der kleinen Prinzessin ist noch nicht die Rede».

Welch Wechsel des Milieus! Nach dem stillen Waterneverstorf die Atmosphäre des reichen, internationalen Bürgertums in Paris und Neapel und nun der Eintritt in die höfische Welt eines wenn auch mehr gutsherrlichen Dynasten und freilich erfolglosen Kronprätendenten der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Die Umstellung war schwierig. Schon nach drei Wochen klagte er darüber, daß man bei aller Freundlichkeit der Herzogsfamilie «wie durch eine tiefe Kluft gesellschaftlich getrennt» sei. Am meisten genoß er in den nächsten Jahren die winterlichen Jagdzeiten, da sein passionierter Patron dann völlig abgelenkt war und ihm alle Zeit zum Arbeiten ließ.

Der Herzog muß aber ausgesprochenes Vertrauen in Steffensens Erziehung gesetzt haben. Gebauer<sup>23</sup>, der Biograph Christian Augusts und seines Sohnes Friedrichs VIII., bemerkt treffend, daß die im Gegensatz zum Vater viel liberaleren Grundsätze des Sohnes auf Steffensens Einfluß und seine Bejahung des Konstitutionalismus gegenüber dem Konservativismus zurückzuführen seien: «Man muß es dem Vater hoch anrechnen, daß er den Erzieher gewähren ließ und ihm kein Opfer seiner Grundsätze zumutete.» (Mit dieser Haltung konnte Friedrich VIII. sich 1866/67 gegen Bismarcks harte Politik der Einverleibung natürlich nicht durchsetzen!). So entstand zwischen Vater und Erzieher eine Art distanzierter Freundschaft, die auch die spätere politische Zusammenarbeit trug. Beide Männer blieben bis zum Tode des Herzogs 1869 in Verbindung, und die oft langen Briefe an Steffensen 1848–1852<sup>24</sup> sind nicht ohne Wärme und gehen schließlich zur Anrede «lieber Steffensen» über.

Steffensens Antworten enthalten Agentenberichte und politische Erörterungen; seine 41 Briefe an seinen Schüler Friedrich behandeln

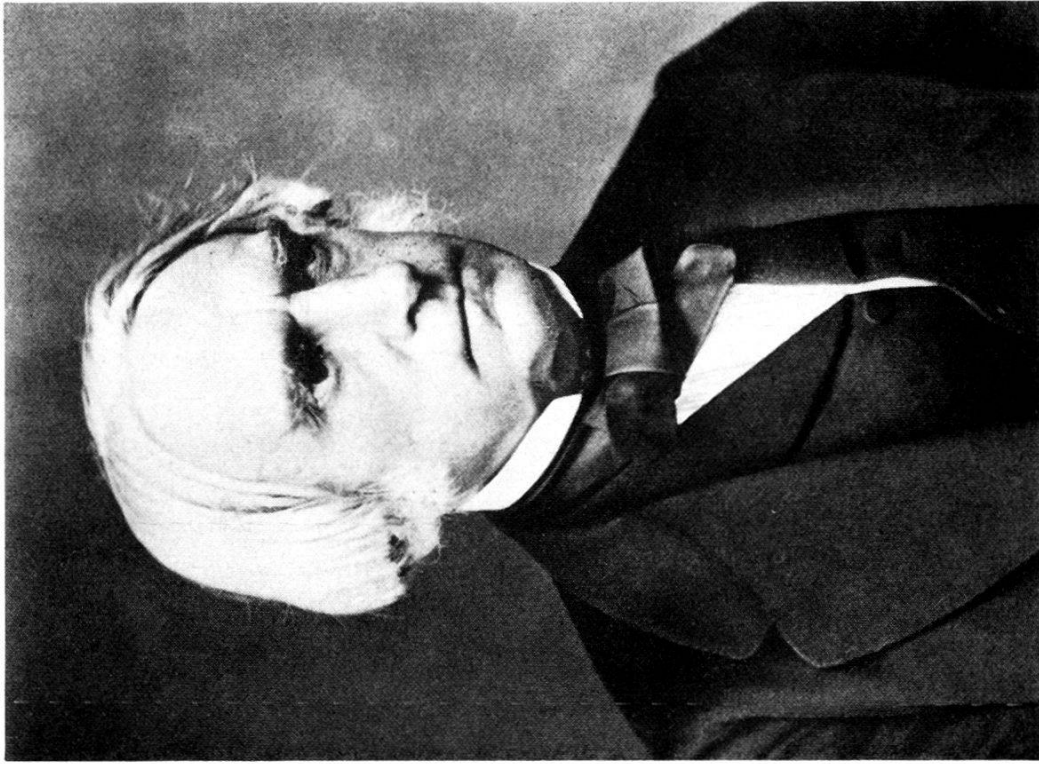
<sup>23</sup> Joh. H. Gebauer, Herzog Friedrich VIII. von SH, Stuttgart 1912, S. 9; Christian August, Herzog von SH, Stuttgart 1910, Register.

<sup>24</sup> Nachlaß E (4), Briefe Schl.-Holst. betreffend.



*Karl Steffensen. Zeichnung, Rom 1840  
(aus: Zur Erinnerung an Karl Steffensen, Basel 1896).*





*Karl Steffensen, Photographie um 1875  
(Universitätsbibliothek Basel, Porträtsammlung).*



*Maria Margaretha Steffensen-Burckhardt, Photographie  
um 1880 (Staatsarchiv Basel-Stadt, Priv.-Arch. 340, c 2).*

Erbfolgefragen und Persönliches und wechseln in der Anrede vom unprotokollarischen «lieber Prinz» bis zu Durchlaucht und Hoheit<sup>25</sup>. Er erlebte noch, daß die Tochter Augusta Viktoria aus Gründen der Versöhnung 1881 mit dem späteren deutschen Kaiser Wilhelm II. vermählt wurde. Auch die Schwester der beiden Schüler, die 12jährige Prinzessin Henriette, erscheint ab und zu in der Korrespondenz. Vielleicht hat Steffensens echt humanes Vorbild dazu beigetragen, ihr später ihre unebenbürtige Heirat mit dem großen Chirurgen Friedrich v. Esmarch in Kiel zu erleichtern.

Die schleswig-holsteinische Erhebung vom 24. März 1848 machte der Prinzenziehung ein jähes Ende. Am Tage des Handstreichs auf Rendsburg waren alle noch in Augustenburg; einen Tag später führte er seine Schüler zum Vater nach Rendsburg, wo sie sofort in die schleswig-holsteinische Armee eintraten. Mit diesem Tage begannen für Steffensen die für die Erweiterung seines Weltbildes ebenso wichtigen neuen Erfahrungen in der praktischen Politik.

#### *4. Erfahrungen als Politiker 1848–1850*

Sofort nachdem Steffensen die Prinzen in Rendsburg verlassen hatte, stellte er sich ihrem Vater zur Verfügung als Privatsekretär, Berater und Agent für diplomatische Missionen, die sowohl die Erbfolge wie die Entschädigung seiner von den Dänen beschlagnahmten herzoglichen Güter auf Alsen betreffen werden. Die so plötzlich einsetzende, enge Zusammenarbeit des 32jährigen mit dem 50jährigen Herzog bewährte sich, da in den pädagogischen Jahren ein gegenseitiges, vertrauensvolles Respektieren auch abweichender Meinungen entstanden war. Christian August war Steffensen als Autokrat mit veralteten feudalherrlichen Ansichten geschildert worden, und die gesellschaftliche Kluft hatte er selbst ja bitter empfunden. Aber das Geltenlassen seiner pädagogischen Führung der Söhne durch den Vater und dessen stete Wahrung der legitimen Rechte gewannen den jungen Mann, der sich dann in seiner sowieso konservativen Grundtendenz vom Herzog bestärken ließ. Tiefsten Eindruck machte dem so ernsten Steffensen Christian Augusts Ausspruch: «Schwerstes Los ist einsichtig regieren<sup>26</sup>.» Andererseits blieb Steffensens mehr ideelle, philosophische Auffassung des Kon-

<sup>25</sup> Landesarchiv Schleswig, Abt. 22 III C 65 und 22 IV C 41 (Primkenauer Archiv).

<sup>26</sup> Zitat bei Gundalena Wille, *Der Herzog von Augustenburg und die schl.-holst. Erhebung im Jahre 1848*, Diss. Zürich 1932, S. 17.

servativismus als einer sittlichen Kraft nicht ohne Wirkung auf den Älteren.

Die politische Arbeit begann sofort mit einem wichtigen Auftrag, den Steffensen in zwei Tagen ausführen mußte: dem Entwurf des am 31. März veröffentlichten Aufrufs des Herzogs *«An das Volk Schleswig-Holsteins»*. Der eigenhändige Entwurf, in dem nur zwei wohl durch den Herzog eingefügte Ergänzungen für den gedruckten Text fehlen, ist im Nachlaß in Basel unter E (4) erhalten. Er folgt hier im Wortlaut, da es Steffensen gelang, die Hauptthesen in aller Kürze zum klaren Ausdruck zu bringen und den Grundton anzuschlagen für den kommenden Kampf um Schleswig-Holstein. Daß der Erfolg ausblieb, lag nicht nur an der begreiflichen Abneigung der Dänen gegen die Augustenburger, sondern eben am späteren Gegenspieler Bismarck und seinem Ziel der einfachen Einverleibung in Preußen.

Steffensens Lieblingsausdruck «heilig» fehlt auch hier nicht.

«Die gegenwärtigen, ernsten Verhältnisse machen es mir zur Pflicht, einfach u. deutlich für jeden unseres Volks mich über meine Stellung zu unserer heiligen Sache zu erklären.

Die [im Druck ergänzt: ‚feindlichen‘] Maaßregeln, durch welche die dänische Regierung die Rechte unserer Herzogthümer zerbrechen, sind unserem König = Herzog durch das dänische Volk aufgezwungen worden. Der König ist in der Gewalt seiner wild erregten Umgebung; seine Entscheidungen sind nicht frei; man bedient sich seiner Unterschrift, um uns ungerechte Gesetze vorzuschreiben. Dies sind nicht Redensarten, um den Schein zu wahren, sondern das ist notorische, offenkundige Thatsache.

In dieser Lage hat sich, unser gutes Recht zu schützen, die provisorische Regierung gebildet. Sie hat in ihrer Proklamation den Sinn u. Entschluß unseres Volkes ausgesprochen. Ihrer Erklärung stimme ich unbedingt u. ohne Rückhalt bei.

Dies wollen wir – aber auch dieses vollauf u. in ehrlicher Wahrheit: Aufrechterhaltung der Rechte unseres Landes u. Volkes u. der dadurch bedingten Rechte unseres angestammten Landesherrn u. festen redlichen Anschluß an die Einheits- u. Freiheitsbestrebungen Deutschlands, dessen Geschichte u. Schicksal unsere Herzogthümer theilen müssen u. wollen.

Für dieses Ziel sind wir alle, bin auch ich bereit, wie ich bisher gethan, alle meine Kräfte einzusetzen, Gut u. Blut zu opfern u. das Liebste, was der Mensch besitzt, hinzugeben.

Sollte aber unser Landesherr wieder frei sein u. würde er die Rechte u. die Nationalität der Herzogthümer in ausgesprochenem Sinne anerkennen [im Druck ergänzt: ‚und Gewähr leisten‘],

dann werde ich wie wir alle ihn freudig wieder in der Ausübung seiner landesherrlichen Gerechtsame unterstützen.»

Die Einzelheiten von Steffensens politischer Wirksamkeit interessieren hier nur soweit, als sie Bedeutung haben für die Entwicklung seiner Weltkenntnis und Persönlichkeit. Außerdem sind sie bereits ausführlich und vorzüglich dargestellt in der Zürcher Dissertation 1932 von Gundalena Wille<sup>27</sup>. Zur Zeit ihrer Entstehung war Carl J. Burckhardt Privatdozent und a.o. Professor der Geschichte in Zürich, und man merkt seinen Einfluß in den politischen Urteilen. Die Verfasserin verwertete als ungedruckte Quelle jenen Briefe und Tagebücher umfassenden Teil des Nachlasses, der damals in Burckhardts Besitz war, bevor er ihn zum übrigen Bestand in die Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel gab. Burckhardt (1891–1974) erhielt die Akten als Enkel eines Vetters von Steffensens Frau Maria Margaretha geb. Burckhardt, gestorben 1908.

G. Wille hält Steffensens Persönlichkeit mit Recht für typisch in der skeptischen Minorität um die Mitte des 19. Jahrhunderts: beschäftigt mit der Krisis in Religion und Geisteswissenschaft, aber ohne viel Berücksichtigung der sozialen Probleme der Arbeiter, an deren Elend er nicht glaubt; Gelzer gegenüber erklärte er 1843 in Paris Mitleid eher für eine sittliche Schwäche. Nur der Jüngling hatte am 14. April 1839 im Tagebuch erklärt, er fühle sich als «zur Linken gehörig». Die Generation Jacob Burckhardts wurde auch in ihren skeptischen Vertretern eben doch vom Gange der Entwicklung zur Gleichheit und Volkssouveränität berührt<sup>28</sup>.

Steffensen schwankt zunächst zwischen dem Bewußtsein, daß man in der Welt stets mit Dreck beworfen werde, und der Hoffnung, daß «das in uns, was nicht von der Welt ist, siegen möge». Sein scharfer Verstand beginnt doch bald, sich für die Realitäten der Politik zu interessieren, ja, im Mai 1849 beschäftigt sie ihn völlig, und noch am 1. September 1851 vertraute er in Neapel dem Tagebuch an: «Was mich am heftigsten bewegt, ist die politische Leidenschaft.» Dabei erkennt er in richtiger Einschätzung der Kräfte sofort, daß seine Aufgabe für den Herzog höchst schwierig sein wird. Als «Agent» war er immer im Nachteil gegenüber den offiziellen diplomatischen Vertretungen Dänemarks und der Großmächte. Wenn er schließlich doch einen «kleinen Erfolg» erreicht

<sup>27</sup> Der Herzog von Augustenburg, l.c. 1932, S. 10–31, 51–87.

<sup>28</sup> Dies klingt auch in W. Kaegis V. Band 1973 seiner Burckhardt-Biographie an in der Behandlung der Vorlesung über das «Zeitalter der Revolution», u.a. S. 272/274.



hat, besonders in der Frage der Entschädigung für die Güter (was der Herzog ausdrücklich anerkannte), so verdankte Steffensen das der starken Wirkung seiner aufrichtigen, klaren, integren und idealistisch-liebenswürdigen Persönlichkeit, die ihn Freunde gewinnen ließ wie den preußischen Gesandten v. Bunsen in London.

Steffensens Äußerungen ergeben einige Parallelen zu Jacob Burckhardts vier Jahre älteren Erfahrungen als politischer Redaktor in Basel. Beide gelangten von einem jugendlichen Verständnis bald zu einer tiefen Abneigung gegen die Radikalen. Burckhardt sagte schauernd, er habe dem Pöbel in sein besoffenes Auge gesehen – Steffensen äußerte die Hoffnung, man werde «die Brut der Linken allmählich in verdiente Verachtung sinken lassen», das allgemeine Wahlrecht hielt er «für eine absurde Grundlage». Für das Verständnis der positiven Elemente der Demokratie blieb wenig Raum.

Den für ihn wesentlichen Teil der politischen Aufgabe bilden die Aufenthalte in London, Frankfurt a. M., Berlin. In *London* war er von Anfang bis zum 28. Juni 1848. Bunsen teilte ihm sofort mit, das englische Kabinett sei Schleswig-Holstein wohlgeneigt, aber auf der Grundlage einer Teilung des Herzogtums Schleswig als Wille der Bevölkerung. «Man meint hier, nördlich von Flensburg nach Tondern würde die Linie etwa zu ziehen sein» und Alsen dänisch werden. Dies berichtet Steffensen am 8. Juni dem Herzog, und es ist immer wieder überraschend festzustellen, daß nach allem Hin und Her die Abstimmung von 1920 genau dieses Ergebnis bringen sollte. Steffensen fügte hinzu, er halte «freie Nationalitätsgrenze für einzig mögliches»<sup>29</sup>. Er hatte die Grenzen des Möglichen rasch erkannt.

Dem Herzog hat er dann mit Recht abgeraten, selbst in der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche zu erscheinen, worauf Christian August ihn am 2. August mit einem persönlichen Schreiben an den Reichsverweser Erzherzog Johann von Habsburg nach *Frankfurt* sandte; am 28. August bat er ihn nochmals, «den alten Herrn aufzuklären und zu gewinnen». Steffensen kam rasch in enge Verbindung mit den schleswig-holsteinischen Vertretern wie Droysen. Besonders aufschlußreich ist sein langer Brief vom 1. September 1848 an den höchst regen Kieler Philologen Prof. Peter Wilhelm Forchhammer<sup>30</sup> (geboren 1803 in Husum), der

<sup>29</sup> G. Wille, l.c. S. 22, 59.

<sup>30</sup> UB Kiel, Handschriftenabt., Nachlaß Forchhammer, Briefe Fasz. 12, Druck mit Auslassung am Ende bei M. Liepmann, Von Kieler Professoren, Stuttgart 1916, Nr. 178, S. 256/258. – Dr. Seyffert danke ich für seine Hilfe.

für den Herzog in London wirkte. Wenn z. B. Georg Beseler in seinen Erinnerungen seine Tätigkeit im Parlament mit fast pedantischer Genauigkeit aufzählt, so gibt Steffensen mehr als Philosoph eine im Grunde sehr zutreffende, humorvolle Schilderung der Frankfurter oft über den Wolken schwebenden Stimmung: «Es ist hier im Grunde eine höchst seltsame Existenz. Man lebt gewissermaßen in einer idealen theils zukünftigen theils chimärischen Welt. Um das Treiben in der Tiefe in den irdischen sogenannten deutschen Staaten kümmert man sich wenig mehr. Wir sitzen hier wie Verklärte im Olymp; die sich in dem Localpatriotismus lebendig wähnen, betrachten u. behandeln wir ganz platonisch als in Wahrheit Verstorbene. Daher haben wir denn auch Minister, die von dem was man sonst Minister nannte gleichsam die himmlischen Schatten sind u. von den gemeinen Geschäften so viel verstehen wie Henoeh von der Heraldik. Ganze Departements in diesem glücklichen Reich haben nur einen Schreiber. – Jeder gebildete Mensch – Mann oder Weib – Geschlechtsunterschiede gibt's ja nicht mehr – hat seine eigentliche Wohnung in der Paulskirche. Man nährt sich von Reden wie die Götter von Ambrosia.

Im vollen Ernst, es ist so, Frankfurt ist eben bis jetzt das Reich: hier fühlt man sich vollkommen als in dem eben ungeborenen Reich, das noch sehr klein ist, aber schnell wachsen wird. Schleswig-Holstein ist dabei wahrhaftig bis jetzt so ein Pröbchen von unmittelbarem Reichsland. Man wartet, daß die übrigen Staaten allmählig an uns anschließen u. festwachsen: mittlerweile macht man eine Verfassung für die Zeit wann das wird geschehen sein. . . »

Alles ginge langsam; bezüglich des Friedens mit Dänemark denke man nur an die Abtretung des Amts Hadersleben und der Insel Aeroe «im Falle die Leute gar nicht Deutsche sein wollen».

Im Herbst kehrte er nach Nienstedten bei Hamburg zurück, wo die Herzogsfamilie nach der Vertreibung aus Alsen Wohnsitz genommen hatte. Steffensen ist der Verfasser der Denkschrift vor allem über die rechtliche Stellung der Herzogtümer untereinander, die der Herzog am 8. Januar 1849 brieflich «Ihren Aufsatz über die Basis der Friedensbedingungen» nannte<sup>31</sup>. Sie enthält manche für Steffensen typische Wendungen.

Mitte Dezember 1848 bis Mai 1849 war Steffensen in *Berlin*, dann wieder vom 11. November bis Mitte Dezember. Hier entwickelte er die lebhafteste Tätigkeit, über die sein am 24. April 1849 wieder

<sup>31</sup> Veröffentlicht von R. Hansen aus einer Abschrift im Nachlaß des Generals v. Bonin unter Zuschreibung an den Herzog: Quellen u. Forschungen z. Gesch. Schleswig-Holsteins 6, 1918, S. 113–119; vgl. Dis. G. Wille, 1932, S. 82 ff.



aufgenommenes Tagebuch unregelmäßig Auskunft gibt. Er wohnte bei seinem Freunde Gelzer, dessen Verbindungen zum preußischen Hofe ihm zustatten kamen; Gelzer vermittelte u. a. eine Audienz bei dem Vertrauten Friedrich Wilhelms IV., dem General v. Radowitz.

Zum Jahresende 1849 verfaßte er in Berlin eine Verteidigungsschrift für die Politik des Herzogs unter dem Titel «Die äußerste Rechte und Schleswig-Holstein. – Ein Sendschreiben an den ächten Adel deutscher Nation», die anonym Anfang 1850 bei Salomon Hirzel, Weidmannsche Buchhandlung Leipzig, erschien. Sie umfaßt 75 Seiten und ist der längste Aufsatz, den Steffensen überhaupt veröffentlicht hat. Er gibt eine für ihn sehr charakteristische, doppelte Betrachtungsweise der Ereignisse: unter politischen und zugleich unter ethischen Gesichtspunkten. Als Form wählte er eine Antwort auf briefliche Vorwürfe eines Adligen, die schleswig-holsteinische Erhebung sei dasselbe wie die revolutionären Empörungen vom März 1848 gegen die preußische Obrigkeit. Steffensen, der Sokrates' Ausspruch zitiert: «besser Unrecht leiden als tun» (S. 4), entgegnet, Gegensätze gegen Obrigkeit und Fürsten würden gar nicht berührt. Die Schleswig-Holsteiner verträten im Gegenteil das Recht gegen das dänische, radikale Volk, weil *dieses* Obrigkeit und legitimes Erbfürstentum angreift (12). Fürstentum sei «nicht Gewalt einer Person sondern das Recht eines Hauses»; konservatives Denken sei nicht gleichbedeutend mit Polizei, sondern solle anknüpfen an Sittlichkeit und Humanität «jenseits der eigentlichen Politischen Sphäre» (31). Er nennt das Fürstenrecht «gewiß ein ganz eigenthümliches Element unserer gesellschaftlichen Zustände», wohl am Ende einer Epoche, so dass bei aller Würdigung der Monarchie republikanische Propheten nicht unverständlich erscheinen (28f). Man spürt Steffensens Bemühungen, beiden Standpunkten gerecht zu werden: «Wer conservierend wirken will, der muß zu allererst aller Gewaltthat absagen» (S. 41 – welch Kontrast zu Bismarck!), aber: «durch erhaltende Kräfte allein wäre die Welt nie zustand gekommen» (50). Jetzt können die Bürger Aufgaben des Adels übernehmen (57); sein Gegner mache es sich zu leicht, wenn er das Recht, Politik zu treiben, nur dem Adel oder dem Fachstudium überlassen möchte (71). Fürsten sind «aufgetreten, wie es ihre Pflicht war»; die Grafen von Holstein und ihr deutsches Bewußtsein vergleicht Steffensen mit dem Anspruch der Deutschordensritter auf Ostpreußen (61) – ein etwas unglücklicher Vergleich, den G. Wille aufgreift und auf das Baltikum erweitert!<sup>32</sup> Aber hinter

<sup>32</sup> Diss. 1932, l.c. 1.

dem Kampf der Nationen erscheint Steffensen doch schon die «Einigung Europas» als Aufgabe der Zukunft (44f.).

Am 28. März 1850 teilt Frau Julie Gelzer mit, Hirzel habe zwölf Exemplare gesandt, von denen Gelzer vier behalten habe. Schon kurz vorher hatte der Kieler Historiker Michelsen, Mitglied der Nationalversammlung, die Schrift mit seiner Frau geb. Gräfin Brockdorff gelesen und als «rechte Herzenserquickung» empfunden. Aber er ahnte den Verfasser nicht und schrieb am 26. März an seinen bekannteren Kollegen Dahlmann nach Bonn<sup>33</sup>: «Ich bin fest überzeugt, Sie sind der Verfasser dieser prächtigen Schrift, die mit ebenso viel Tiefe als Frische und Schönheit abgefaßt ist.» Er bewundert es, daß der 65jährige Dahlmann sich eine solche Jugendfrische bewahrt habe! Steffensen konnte auf diese Zuschreibung nur stolz sein.

Leider gibt das Tagebuch erst über den Berliner Aufenthalt Ende 1849 genauere Auskunft. Hier bekommt man eine Vorstellung von den Verbindungen, die er anknüpfen konnte. Er besuchte die Außenminister Graf Heinrich und H. Fr. v. Arnim, den Gesandten v. Usedom, der den Frieden mit Dänemark schließen sollte, den aus Eutin stammenden Philosophen und Diplomaten Trendlenburg, ferner Curtius und Sieveking aus den Hansestädten, und später in Kiel die Professoren Droysen, Hegewisch, Nitzsch, den Statthalter Fritz Reventlou mit Frau und Tochter Fanny, Schleiden usw. H. v. Arnim berichtet am 25. Dezember 1849 an Droysen: «Ihr Steffensen hat mir in einem langen Brief sehr wertvolle Notizen gegeben» – über die Teilung von Nordschleswig<sup>34</sup>.

Neujahr 1850 feierte er zum letztenmal im Elternhaus in Flensburg, bevor der Vater zum Sohn nach Sarau übersiedelte, und im Frühling begann die Abwendung von der Politik und Rückkehr zur Vorbereitung auf die akademische Laufbahn als Philosoph. Aber im Juli 1850 muß er nochmals auf eine erfolglose Mission nach London, wo ihn am 26. Juli die Trauerbotschaft von der entscheidenden Niederlage der von Preußen im Stich gelassenen schleswig-holsteinischen Armee bei Istedt erreicht. Von Kiel aus bittet er am 12. August den Herzog, in die geschlagene Armee eintreten zu dürfen, was aber erneute Krankheit vereitelt. Er macht nun die schon im April notierte Absicht wahr, «sich in andere Sphären zurückzuziehen, wo eine hellere Sonne leuchtet und ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht». Die Goethische Seh-

<sup>33</sup> M. Liepmann, Von Kieler Professoren, l.c. Nr. 189.

<sup>34</sup> J. G. Droysen, Briefwechsel II, Stuttgart 1929, S. 585.

sucht nach Italien und die alte Lust an der Philosophie konnte er nach der Genesung verwirklichen.

### 5. Reisen 1838–1852

Steffensens ungewöhnlich große Reiselust klingt schon an in der Bevorzugung von Reisebeschreibungen als Lektüre des Knaben. Der Zweiundzwanzigjährige notierte sich: «Wir Nordländer u. Küstenbewohner sind zum Wandern geboren» und bleiben «unfertig», wenn wir nicht den Süden sehen<sup>35</sup>. Steffensens Reisen trugen ganz wesentlich zur Entwicklung seiner Persönlichkeit bei.

Die erste Auslandsreise wurde freilich erzwungen durch die schwere Herzerkrankung im Sommer 1838. Sein befreundeter Arzt, der bekannte Hegewisch, riet in fortschrittlicher Therapie zu einer langen Seereise im Segelboot, um reinste Meeresluft ohne Rauchverschmutzung (!) und Lärm zu atmen, und zu einem Winteraufenthalt in Südfrankreich. Über die Reise berichten Familienbriefe des begleitenden Freundes Bärens und von Steffensen selbst. Am 28. August begann die Reise in Altona auf der «Pomona», deren Besatzung aus Kapitän, Steuermann, Matrose und Schiffsjungen als Koch bestand. «Karl sitzt wie ein Prinz auf dem Deck im Lehnstuhl, in Decken gehüllt, und fühlt sich frei und mutig.» Man passierte Blankenese und am 30. August Cuxhafen, aber wegen widriger Winde kreuzte die Pomona am 10. September noch in der Nordsee. Als man wegen der Flut in der Elbe hatte ankern müssen, hatte der Patient eine Krise und wünschte, an Land gesetzt zu werden. Das schöne Wetter besserte bald die Stimmung, und am 24. September war Bayonne erreicht. Hegewisch hatte richtig prophezeit: Steffensen konnte bereits wieder sprechen! So konnten sie sich in Pau für den Winter etablieren.

Am 16. Dezember 1838 begann Steffensen sein Tagebuch, nachdem Bärens heimgekehrt war, mit dem Satz: «So bin ich denn allein und da muß ich ja wol beginnen, mit mir selber zu sprechen.» In der Tat sind die rund 4000 Seiten Tagebücher zum größten Teil Selbstgespräch. Die Angaben von Ort und Datum und Reiseereignissen werden immer häufiger durch Dutzende von Seiten mit allgemeinen und persönlichen Betrachtungen, Konfessionen, Lektüre-Referaten. Zuweilen sind Ortsschilderungen nachträglich verzeichnet, zum Teil sind die Namen unlesbar, vor allem wenn er lange geschrieben hat oder in schlechter Gemütsverfassung

<sup>35</sup> Tagebücher I, S. 18, vom 20. Dezember 1838.

ist. Selten nur notiert er Personennamen oder Begegnungen. Am besten ist der Journal-Charakter gewahrt auf der Reise Pau–Neapel 1838/39, im Heft «Alpenreise» 1843 oder in den beiden in Rom verbrachten Wintern 1839/40 und 1851/52. Mit Recht wählten die Herausgeber der «Vorträge» 1890 in beiden gleichzeitigen Editionen 50 Druckseiten aus mit Auszügen aus den Tagebüchern vom 13. Oktober 1851 bis 12. April 1852<sup>36</sup>.

In Pau hält das Tagebuch den Wunsch fest, «Schelling zu hören und Italien zu sehen». Seine Devise vom «Heiligen Ernst» aus Goethes Wilhelm Meister taucht auf; er schreibt eifrig, denn: «Die geschriebenen Worte werden mir ja künftig dazu dienen, den rothen Faden zu erkennen, um den das Leben seine Krystalle geschossen hat.» Er schildert aber auch seinen Umgang, so den Besuch beim Generalsteuereinnehmer, wo Spanierinnen und Mexikanerinnen mit schwarzen Augen «die Sprache reden, die jeder versteht», und Ausflüge mit Bärens und allein nach Lourdes und in die Pyrenäen zum Wasserfall von Eauxbonnes, der ihn zu einem Sonett begeistert<sup>37</sup>. Die schlauen Landleute erinnern ihn an Angler Bauern.

Am 1. April 1839 verläßt er Pau und erreicht über Toulouse, Narbonne, Montpellier am 18. April Nîmes in der Provence, wo ihm die maison carrée den ersten Eindruck antiker edler Proportionen gibt. Das Amphitheater wird ihm zu einem Weltsystem an Größe und Schlichtheit. In Arles besucht er die romanische Kirche St-Trophime, deren Reliefs ihm aber «roh und in sehr hartem Stein gearbeitet» erscheinen. Marseille findet er voller Menschen und abends «ganz hamburgisch». Von hier gelangt er am 28. April nach Neapel: «So bin ich denn in der Mitte der irdischen Herrlichkeit.» Vor Ostia hat er schon im Fernglas die Peterskuppel in Rom erkennen können. Er wohnt zunächst «in der Preuß. Gesandtschaft unter gebildeten Menschen», was sich besonders auf den Pastor der evangelischen Gemeinde, Valette, bezieht. Er genießt die Schönheiten des Mittelmeers, auch bei einer Mondscheinfahrt im Golf, besteigt den Vesuv und besucht Posilippo, Pozzuoli, Herculaneum mit Wandgemälden, Villa Reale, Caserta, Ravello und vor allem im Juli Paestum, das er den Eltern schildert. Die in der Mittagssonne glänzenden Säulenreihen begeistern ihn zu seltenen Superlativen: «der Anblick der Tempel ist das Erhabenste, was ich an Ruinen gesehen. . . der schönste Punkt, den man sich denken kann.» Aber

<sup>36</sup> Gesammelte Vorträge und Aufsätze, Basel 1890, S. 84–132; desgleichen in «Gesammelte Aufsätze» mit gleicher Paginierung aber ohne Erinnerungen und Einleitung Gelzer, Basel 1890.

<sup>37</sup> Zur Erinnerung an Karl Steffensen, Privatdruck, Basel 1896, S. 25.



gleich fügt das Tagebuch endlose Exkurse über «Hegels Ansicht von der Sünde» hinzu. In den Museen beeindruckt ihn der Farnesische Stier.

Am 24. April 1839 beginnt Steffensen in Rom ein neues Tagebuch. Die ersten 50 Seiten behandeln noch Hegels Logik, Baur's Theologie und Görres' Betrachtungen über das Nichtwissen («Das Verhältnis des Wissens zum Leben wird mir immer dunkler»), aber schließlich tun die Eindrücke der römischen Gegenwart ihre heilsame Wirkung. Hierzu hat offenbar die Freundschaft mit dem Archäologen Anselm Feuerbach (1798–1859; 1839/40 in Rom) beigetragen, da viele Sehenswürdigkeiten, so am 2. Dezember der Vatikan, gemeinsam studiert werden. Am Betreten der Sistina hinderte ihn sein «brauner Leibrock». Niemanden nennt er im Tagebuch so oft wie Feuerbach, der nur *ein* größeres Werk: «Der vatikanische Apoll» hinterließ. Beide besuchen S. Cosma e Damian, die Titus-Thermen, den Aventin und machen einen Ausflug in die Campagna mit dem nicht zu identifizierenden «Blessig» und dem 1808 geborenen Kunstgelehrten H.W. Schulz. Ein Faszikel im Nachlaß B «Grabmonumente» hält auf 60 Seiten Inschriften u. a. fest. Steffensen hat damals die meisten Kunstwerke und Bauten bis zur Spätrenaissance kennengelernt, während Barock und Klassizismus (mit Ausnahme eines Besuchs in Thorvaldsens Atelier und Ausstellung am Palazzo Barberini) mehr zurücktraten – Winckelmanns Geburtstag feierte er aber, indem er «zum 1. mal einige Gläser Wein trank». Raffaels Deckenbilder in der Farnesina besuchte er mehrfach mit höchstem Genuß und skizzierte die Einteilung, während ihn anschließend die «schamlose Üppigkeit der Caracci» im Palazzo Farnese abstieß. Die «reine Nacktheit Raphaels» in der Farnesina charakterisierte er hübsch als «Fülle ohne Überfülle»; Galathea nannte er aber «frech».

Auffallend ist der ausführliche Eintrag vom 18. Februar 1840 über die Betrachtung des Ms. 1071 in der Vatikanischen Bibliothek: des Falkenbuchs von Kaiser Friedrich II. von Hohenstauffen. Die Vogeldarstellungen seien vortrefflich, Landschaft und vierfüßige Tiere aber nur «mäßig» wiedergegeben. Er skizziert Köpfe aus dem 2. Buch und bemerkt ganz verständig: «Ein Wiederaufleben der Kunst unverkennbar.»

Ausflüge führen zum Teil mehrfach nach Tarquinia in die etruskischen Gräber, in die Albanerberge und im April 1840 mit dem neuen Freund Heinrich Gelzer nach Tivoli und ins Sabinergebirge bis Palästrina. Einen weiteren Freund fürs Leben gewann er in dem damaligen Prediger der Preußischen Gesandtschaft, späterem Vertrauten Bismarcks, Heinrich Abeken.

In den letzten Monaten entstand die Porträtzeichnung von Steffensen «Rom 1840», die als Frontispiz des Erinnerungsbuches von 1896 von der Witwe publiziert wurde. Die Schwächen und Unklarheiten z.B. an Mund und Kinn zeigen, daß die Zeichnung nicht von einem Maler stammt, sondern von einem begabten Dilettanten rasch zu Papier gebracht wurde<sup>38</sup>. Aber eindrucksvoll ist die Erfassung des kräftigen, breiten Kopfes mit den großen, tiefliegenden Augen und der starken Nase – alles dies erscheint erstaunlich gleich noch auf der Fotografie des Sechzigjährigen in der Porträtsammlung der Universitätsbibliothek Basel. Auch die saloppe Behandlung der Kleidung blieb die gleiche: der unordentlich umgeklappte Hemdkragen des Jünglings, die flüchtig gebundene Krawatte des Alten.

Im Frühsommer war Steffensen geheilt und reiste über Arezzo, Florenz, Mailand, Gotthard, Meiringen nach Zürich, wo er den Gesandten von Bunsen zuerst sah. Am 9. August ist er in Heidelberg und kehrt dann in die Heimat zurück.

Nach der ersten pädagogischen Station in Waterneverstorf reiste Steffensen im Oktober 1841 wieder per Schiff nach Rouen und die Seine aufwärts nach Paris, um die zweite Hauslehrerstelle bei Mörkofers anzutreten. Die vier Pariser Jahre wurden durch Reisen nach Aachen und Köln und Ausflüge z.B. mit Freund Gelzer nach Versailles unterbrochen. Die «Alpenreise» Juli/August 1843 mit Zögling Tell beschrieb er in einem Extratagebuch von 112 Seiten mit 6 Skizzen. Über Lille–Metz–Troyes–Belfort gelangen beide am 12. Juli nach Basel – von Mülhausen an «schnell aber widrig schaukelnd» per Eisenbahn. Basel wird auffallend eingehend charakterisiert wie in einer Vorahnung, daß es einmal die zweite Heimat werden wird: «Basel ist eine angenehme Stadt, ganz wie man sich die Schweizerstädte denkt und wie sie ja auch im Ganzen sind; sauber und doch hinreichend lebendig, doch frisch; der Eindruck ist wie der eines ältlichen Mannes, der sich besonders jugendlich gehalten hat, doch gesund männlich aussieht. Hier ist etwas vorzügliches, fest und heiter, recht eigentlich das Muster eines guten Temperaments...» Den Münsterplatz findet er sehr schön, das Münster jedoch – gewöhnt an Frankreichs Kathedralen – nicht bedeutend aber «mächtig ernst».

Über Neuchâtel, die Schlachtorte der Burgunderkriege Murten und Grandson, dann Lausanne ging es nach Genf, wo er einen schönen Tag erlebt, ohne ganz zufrieden zu sein. In der Kathedrale hört er «von Calvins Kanzel herab eine kraft- und einsichtslose

<sup>38</sup> Prof. Lilli Martius, Brief vom 3. Februar 1973, danke ich für ihre Begutachtung.



Predigt». Es folgten Savoyen mit Chamonix und Mont-Blanc, das Rhonetal, Blick auf Matterhorn, der Große St. Bernhard-Paß, Aostatal, Zermatt, «um den Monte Rosa herum», Saas-Fee am 8. August. In Visp an der Rhone schließt das Tagebuch.

Nach Beendigung der Pariser Zeit im Mai 1845 fuhr Steffensen nach Hause über Oxford und London, wo er engen Kontakt mit dem preußischen Gesandten v. Bunsen gewann und einer Parlamentssitzung beiwohnte.

Während der Jahre in Augustenburg und Gravenstein hören die Tagebücher auf und werden ersetzt durch die etwa 2800 Blatt «Studien», so daß keine Reisen überliefert sind. In die Jahre der politischen Tätigkeit 1848–1850 fallen die besprochenen Missionen in London, Frankfurt und Berlin. Er lernt den Historienmaler Stilke kennen und erlebt einen Liederabend der «anmutigen» Schwedin Jenny Lind. Wer Harriet Parish «mit herrlichen Augen» ist, bleibt unklar; vielleicht ein taubes Mädchen, das ihn heiraten möchte. Zu Steffensens Weltfremdheit in Liebesdingen würde es passen.

Im September 1849 besucht er Wiesbaden, Schlangenbad, Eltville (mit Frau und Tochter des Statthalters Fritz Reventlou), Limburg, wo er den Dom bewundert, Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden (trifft den Prinzen Wilhelm von Preußen, späteren Kaiser, «der mir wohl gefiel»), Straßburg, Paris. Er ist in St-Denis und der Nationalversammlung. Die Rückreise geht über Brüssel-Köln nach Nienstedten und Flensburg.

Im Winter 1850/51 heilte er in Sarau sein Nervenleiden und folgt im Mai Oscar Meuricoffres Einladung zur Nachkur in Neapel, wo er nach Unterbrechung im schönen Pisa am 28. Mai eintrifft. Er genießt Sorrent, Amalfi und bei Meeresstille die blaue Grotte in Capri, besteigt wieder den Vesuv und erlebt mit beiden Brüdern Meuricoffre in Castellamare ein Erdbeben. Aber das Tagebuch spiegelt die geringere Aktivität gegenüber dem Sommer 1839 wider.

Am 13. Oktober 1851 steigt er in Rom im Hotel Minerva ab, vier Tage später heißt es: «Vorgestern spielte Steinthaler<sup>39</sup> mir einige Fugen von Bach und zeigte mir deren Organismus». Die Kirchen Il Jesu von Vignola und S. Ivo della Sapienza von Borromini (Entdeckung des Barock?), S. Paolo fuori le mure und die sixtinische Kapelle mit Vesper werden besucht. Im November notiert er: «Ich

<sup>39</sup> Vielleicht der Sprachforscher Heymann Steinthal, geb. 1823, oder der Arzt Dr. Steinheim aus Altona, der 1850/60 in Rom, Via Sistina 48, wohnte. – Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom, 1907, Register Abt. III. Steffensen ist nicht genannt.

bin in den deutschen Künstlerverein aufgenommen. Aber ich gehe schon nicht mehr hin. Was soll ich da?» Im fidelen Völkchen der deutschen Künstler mußte er Fremdling bleiben.

Was ihn dagegen in steigendem Maße beschäftigt, sind die Gottesdienste, auch nach griechisch-katholischem und syrischem Ritual. Er findet mit Recht, daß man die katholische Religion nicht aus Büchern kennenlernt, sondern sie an Ort und Stelle «empirisch erforschen muß». Er hört regelmäßig englische, französische und täglich italienische Predigten. Letztere behandeln nur Römisches, während die übrigen gegen den Protestantismus polemisieren. Jesuiten in S. Ignazio und Pater Mennini beschäftigen ihn am stärksten. In der Ostermesse des Papstes am 11. April 1852 fühlt er die Schwierigkeit, «im alltäglichen Selbstbewußtsein an die Wunder u. Geheimnisse der Offenbarung zu glauben»; aber er meint doch: «Zu jeder Erkenntnis des Sittlichen gehört Gnade.»

Am 10. Mai trifft Steffensen in Messina ein, um ganz Sizilien zu bereisen, anscheinend mit Oscar Meuricoffre: u. a. Marsala, Palermo, die antiken Tempelreste in Girgenti, Selinunt, Segesta; Syrakus, Taormina und eines Morgens den Krater des Ätna. Aber das Extratagebuch von 94 Seiten ist flüchtig, fast ohne Daten und ganz ohne Skizzen.

Auf der Rückreise machte er im Spätsommer 1852 bei Gelzer in Basel und im Schweizer Jura Station und schloß am 17. September in Sarau ab. Zur Vorbereitung der Habilitation nahm er in Kiel bei dem kunstsinnigen Juristen Prof. Joh. Christiansen Wohnsitz. Damit waren die Wanderjahre abgeschlossen; spätere Reisen in der Schweiz, Frankreich, Österreich und Deutschland haben in Begleitung seiner Frau Ferien-, Kur- oder Familien- und Freundschaftscharakter. Nur im Sommer 1870 besuchte das Paar zusammen mit Gelzers das Vatikanische Konzil in Rom und ging anschließend nach Neapel.

Von Reisen in den Norden haben sich keine Nachrichten finden lassen, obgleich doch Besuche in Kopenhagen wahrscheinlich sind, wo der Schwiegervater seines Bruders, Christian Paulsen, seit 1848 lebte. Wir wissen nicht, ob Steffensen jemals den genialischen Kierkegaard (von dem er keine einzige Abhandlung besaß) oder dessen Gegner, den liebenswürdig-vernünftigen Bischof Martensen (der mehrfach vertreten war), gesehen hat. Auch nach seiner politischen Tätigkeit für den Herzog von Augustenburg 1848–1850 galt Steffensen als loyaler dänischer Bürger, weil er weder im Dienst der provisorischen Regierung gestanden, noch dem deutschen Parlament in Frankfurt angehört hatte. Deshalb konnte der dänische König 1852 der Privatdozentur in Kiel zustimmen, nicht aber einer

Professur. Steffensen wurde niemals Nationalist im Sinne einer Minderbewertung anderer Völker, wie seine Tagebücher und Briefe immer wieder beweisen.

### 6. Geistige Entwicklung und Klärung 1838–1852

Das Thema der ersten fünf Abschnitte war Steffensens äußerer Werdegang durch praktische Erfahrungen bis zum Beginn seiner Lehrtätigkeit im Alter von 36 Jahren. Die biographische Aufgabe, die sich nun stellt mit allen ihren Schwierigkeiten, ist die Gewinnung eines Überblicks über seine geistige Entwicklung seit Abschluß des Studiums und die langsame Klärung seiner Ansichten und Erkenntnisse. Man muß dabei im Auge behalten, daß er als Student eigentlich nur Jura (mit Rechtsphilosophie) und Geschichte gehört hat; fast die einzige Ausnahme waren Vorlesungen bei dem Natur- und Religionsphilosophen Heinrich Steffens, dem Freunde Schellings, im Berliner Wintersemester 1835/36, aber er nennt die Themen nicht. In seinen eigenen Fächern, Geschichte der Philosophie, Logik, Religionsphilosophie, ist er so gut wie vollständig Autodidakt gewesen. Die Klärung durch gewaltige Stoffsammlungen ist mühsam erfolgt in Form von unendlichen schriftlichen Reflexionen, die im ganzen rund 5000 doppelt beschriebene Blätter in Folio und Quart umfassen. Es sind folgende Quellen:

A. Den besten Aufschluß geben 6 gebundene und sorgfältig fast ohne Korrekturen geschriebene Convolute «Studien» von etwa 2800 Blättern Folio, entstanden 1845–1850 (Nachlaß C [2] Universitätsbibliothek Basel Handschriftenabteilung). Vorausgegangen waren 6 zusammengeheftete Faszikel aus Waterneverstorf 1840/41 und Paris 1842/45, die aber Auszüge aus Lektüre und Vorlesungen enthalten mit den Aufschriften Kant, Hegel, Malebranche (Nachlaß C [1]).

Die 6 Convolute tragen Rückenschildchen:

- I. «Studien Augustenburg 1845. Zur Einleitung in die Philosophie»
- II. «Studien Augustenburg 1846» (rund 400 Blätter)
- III. «Studien Augustenburg 1846–1847.  
Zur Logik u. Metaphysik  
Zur Ethik, Politik, Naturphilosophie  
Zur Seelenlehre» (rund 500 Blätter)
- IV. «Studien Ende 1846 bis Anf. 1848 Augustenburg.  
Zur Einleitung in die Philosophie»

- V. «Studien Ende 1848 Gravenstein bis Anf. 1849 Berlin, Sommer in Schleswig, Winter 49/50 Nienstedten. Zur Erkenntnislehre»
- VI. «Studien Augustenburg 1847 u. 48, Kiel 1850.  
Zur Religionsgeschichte  
Zur Gesch. der Philosophie  
Zur Politik»  
(über 500 Blätter Fol. à 42 Zeilen).

Die Durchsicht zeigt deutlich den Fortschritt zu immer präziseren Formulierungen:

*Conv. I* bringt endlose Reflexionen, nur durch Einrücken ab und an gegliedert, ohne Überschriften, ohne Paginierung (wie alle Aufzeichnungen), ohne Markierung einer Disposition. Die Form des schriftlichen Selbstgesprächs im grüblerischen Vortasten durch eine Überfülle andrängender Gedanken ist besonders deutlich. Entwürfe für Vorlesungen mit eingestreuten ?? an imaginäre Zuhörer. Beliebte Worte: «Scheinbild, Urbild, Reich der Ideen», aber weder Platon noch ein anderer Name ist zu entdecken. Das Ganze hat zugleich den Ton einer Predigt mit «Ich»-Nennung.

*Conv. II* des Dreißigjährigen wird immer mehr zum Tagebuch, z. B.: «Ich darf und will philosophieren. Ich habe den Entschluß gefaßt und fühle auch darin doch keine Bedenken.»

*Conv. III* beginnt am 25. Mai 1846 und ist ähnlich II, aber doch von stärkerer Gewißheit über die Bedeutung der Philosophie: «Philosophie ist eine Wissenschaft – eben nichts anderes als die Metaphysik der älteren Zeit». Am 11. Mai heißt es mehr resignierend: «Beinahe 3 Jahre vergangen, ich bin wenig weitergekommen.» Auch in III kaum Namen, eher die Wendung: «Findige Leute sagen».

*Conv. IV* beginnt mit der präzisen Definition: «Die Philosophie nenne ich die Kunst, Wissenschaft hervorzubringen – zuerst in sich durch gutes, zweckmäßiges Denken; dann darstellen, mitteilen, lehren.» Der Inhalt setzt II und III fort (rund 500 Blätter).

*Conv. V* ebenfalls. Fragmentarische Notizen aus drei Jahren (rund 450 Blätter).

*Conv. VI* kommt mit den Themen «Religionsphilosophie» und «Geschichte der Philosophie» zu den Kernpunkten von Steffensens Forschungen und bringt mehr Faßbares und klarere Formulierungen – oder doch aperçus, wie ein Überblick zeigt.

Steffensen beginnt mit einem Tadel der Terminologie: «Sonderbare Ausdrücke: Religionsphilosophie, Philosophie der Geschichte. Die Alten kannten nur eine Philosophie, *die* Philosophie – die Weis-



heit, die ihnen freilich nicht zuletzt Wissenschaft war.» Aber gleich folgen religiöse Zweifel: «Über die Religion werde ich freilich lehren müssen, das wird eine wahre Aufgabe sein – Das sind wahre Philosophen» und: «Soll ich über die Religion denken, sprechen, reflektieren, belehren? Oder soll ich, kann man Religion lehren? Was kann das Wort Religionsphilosophie oder Religionslehre... oder Religionswissenschaft etwa bedeuten? Man muß dann Religion für lehrbar und erkennbar halten» – während die Predigt nach Steffensen bloß erbauend ist.

Auf dem 12. Blatt erscheinen die Begriffe «des Schönen, das nicht in mehrere Arten zerfällt», der Zeitausdehnung, der Allgegenwärtigkeit. Das *Handwerkliche* beim geistigen Hervorbringen wird betont: «Die Religionslehre ist nicht zu pflegen als eine theoretische sondern als eine praktische Lehre» – hierin und im Hang zum Grübeln erscheint das Erbe der Bauern- und Handwerkerverfahren. Steffensen kommt nur schrittweise zur klaren Antithese von Glaube und Erkenntnis, von Religion und Philosophie: «Der Philosoph nun pflegt doch einen Funken Glauben zu haben! Er setzt ja voraus, daß es eine geheime Wahrheit gibt, die er eben sucht.» Aber: «Der philosophische Gott scheint ja 1 ganz anderer als der der Religionen.»

Der 8. Juni 1847 bringt die Stichworte: «Geschichte des philosophischen Berufs – Geschichte der Philosophie – Die Philosophie in der Weltgeschichte – Die Wissenschaft in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft.» In der Tat wird Steffensen mehr eine Geschichte der Philosophen und ihrer persönlichen Entwicklung geben als die Schilderung der Systeme oder gar ein eigenes System. Und gleich folgt die grüblerische Frage: «Philosophiere ich wirklich?» Unter der Überschrift «Vorbereitungen für eine Geschichte der Philosophie, Kiel 26. April 1850» stehen die Namen Descartes und Sokrates.

Diese Zitate beleuchten Steffensens Wesensart, die ohne alle Arroganz durch Selbstprüfung zur Wahrheit gelangen möchte. Es ist wohl vor allem eine solche Briefstelle, die Peter Merian, Präsident des Curatels, in seinem Bericht vom 27. Mai 1854 an das Erziehungs-Collegium zitiert, durch welche damals Steffensens Berufung nach Basel entschieden wurde: «Ich kann durch das Wort wirken; in mir selbst ist genug vorgegangen, daß ich den Jüngeren ihr Bedürfnis erklären, die Gefahren der unwahren Gedanken und die Heiligkeit des Wahren, u. was es kostet, dieses ächte zu gewinnen, in verständlichen Worten sagen kann.»

Ins Kieler Frühjahr 1850, als das Tagebuch am 21. Juni meldete: «heiter und tätig», fällt die Abfassung von Steffensens erster philo-

sophischer Abhandlung: «Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft», eine reife Frucht der Studien VI. Er war sich nun klar geworden über die nötige Trennung von Theologie und Philosophie (Tagebuch 3. Mai), und die Politik, die ihn im Winter 1849/50 in Berlin noch so stark beschäftigt hatte, spielte auch eine Rolle im Conv. VI der Studien: «Kiel 1850». Wenn er in seiner Schrift betont, daß Philosophie und Religion «von der politischen Gesellschaft entlassen werden», und das Verhalten dieser drei Kräfte zueinander untersucht, so kreisen seine Gedanken schon um jene gegenseitigen Bedingtheiten von Staat, Religion und Kultur, die J. Burckhardt 1868 zum souverän durchgeführten Grundthema seiner Vorlesung über das Studium der Geschichte («Weltgeschichtliche Betrachtungen») machen sollte. Gelzer veröffentlichte Steffensens Aufsatz Anfang 1853 in seinen «Protestantischen Monatsblättern» (S. 103/23)<sup>40</sup> mit der Bemerkung, es sei «eine geistvolle und durchdachte Besprechung einer der schwersten Fragen der geistigen Gegenwart», wenn sie auch «bei allem tiefen Ernst der Gesinnung» schwer verständlich bliebe. Dies waren prophetische Worte, denn in diesem Sinne formulierte Steffensen bis zuletzt. Im gleichen Jahr 1853 veröffentlichte der Theologe Heinrich Thiersch unabhängig von Steffensen in Marburg seinen Vortrag «Politik und Philosophie in ihrem Verhältnis zur Religion» (freilich: «unter Trajan, Hadrian und den Antoninen») – das Thema lag in der Luft.

Im Vergleich zu der Aussage-Fülle der «Studien» tritt der Gehalt der zwei anderen Quellen, Tagebücher und Briefe, stark zurück.

B. Die Notizen der Tagebücher sind noch mehr skizziert und vorbereitender Art; auch sind die Reflexionen ja eingestreut in Tatsachenberichte und durchsetzt mit melancholischen Klagen und Pessimismus. Dabei sind die religiösen und philosophierenden Gedanken oft zusammenhängende Stücke von 10–20 Seiten: beginnend in sorgfältiger Schrift und mit genauen Formulierungen, dann aber wird die Schrift flüchtiger, wie hingewischt, mit Unterstreichungen, und der Gedankengehalt sinkt zu Andeutungen, wie er selbst 1839 gesteht: «Ich fühle im Inneren eine unerhörte Verwirrung» und: «Doch ich sehe wohl: das ist alles halbwahres, dunkles Geschwätz»; oder: «Das Verhältnis des Wissens zum Leben wird mir immer dunkler.» Als Steffensen nach acht Jahren Unterbrechung – in denen die «Studien» entstanden – am 24. April 1849 wieder ein Tagebuch beginnt, geschieht es unter Betonung des Zweifels, er mache nur schlechte «Andeutungen»; aber es könnte doch eben

<sup>40</sup> Abdruck Ges. Vorträge... 1890, S. 1–28.

«heilsam» sein, und im Mai: «Eintragungen sind meine eigentliche Beschäftigung.»

Die Tagebücher umfassen die Jahre Dezember 1838 bis November 1840, April 1849 bis Juni 1852, Fragmente 1843 und 1845/46. Ein erster Versuch als junger Student vom Mai 1836 besteht nur aus zwei Seiten und drei für ihn charakteristischen Leitsprüchen:

«Ohne Wahrheit keine Liebe, ohne Liebe keine Wahrheit»  
 «Nur der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit»<sup>41</sup>  
 «Das Positive ist Leben, das Negative – Tod.»

Die Bekenntnisse der Tagebücher begleiten die Wende zur Religions- und Geschichtsphilosophie von der ersten Absicht 1840, «Prediger» zu werden, bis zum Entschluß, sich doch der Philosophie, und zwar vor allem ihrer Geschichte zu widmen, der in den Berliner Aufenthalt 1849 fällt. Aber schon in Pau 1838 las er Strauß' Leben Jesu und Quinets Besprechung und meint: «Das ungeschichtliche Denken fühlt nur die Allgottheit: erst zum Geschichtlichen durchgedrungen erlebt man die Gottheit.» Immer bleiben die Antike und Platon im Hintergrund («Unsere Aufgabe ist: das Leben als die Sache selbst zu fassen und nicht als das Bild»); ja, Ende 1838 heißt es: «Christus ist der Prometheus der neuen Welt», und vorübergehende romantische Einflüsse verrät der Satz: «Kunst ist die geträumte Lösung der Geheimnisse des . . . Unbegrenzten.» Dies ist schon Italien, wo er etwas über Laocoon und Niobe schreiben möchte; 1839/40 verbirgt sich die Religion hinter Mythos und Symbol, und die «milde Ironie» des Sokrates zieht ihn an. Steffensen liest Goethes «Italienische Reise» und notiert: «Religion, Kunst u. Wissenschaft sind doch die immer wiederkehrenden Lebensalter der Völker, Kind, Jüngling u. Mann.» Er liest Homer und Dante und findet eine neue Begegnung mit dem im 18. Jahrhundert häufig gezogenen Vergleich Sokrates – Christus in Karl F. Göschels (1781–1861) Schrift: «Über das Nichtwissen und das Christentum». Bei der Lektüre von Schellings Hauptwerk «Über das Wesen der menschlichen Freiheit» von 1809 gesteht er: «Ich bin verwundert, wie sehr meine Gedanken den seinen ausgesprochen ähnlich sind» – hier ist Steffensens Platz in der Philosophie des frühen 19. Jahrhunderts genau erkannt. Im Februar 1840 sagt er: «ich schreibe umsonst, ich bin nicht christgläubig genug, in keinem Sinne, um die dritte Ethik [nach Antike und Christentum] hervorzubringen.»

<sup>41</sup> Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, 8. Buch, Ende 8. Kapitel (Mignons Bestattung).

Dies ist der tiefste Konflikt, den Steffensen niemals lösen konnte, und der ihn an der Schöpfung eines philosophischen Systems hindern wird. Die Wendung als akademischer Lehrer zur *Geschichte der Philosophie* ist Resignation. In Augustenburg 1845/46 bekennt er: «Meine Natur ist Begehren; also Mitte zwischen Qual und Lust, zwischen Liebe und Furcht, zwischen Himmel und Hölle.» So kann er schwanken zwischen der Auffassung der Offenbarung als «Wahrnehmung der ganzen Natur» und dem Urteil: «Die reine Vernunftreligion ist höchst vollkommener Unsinn.»

Während des politischen Intermezzos gerät er in tiefen Pessimismus, und ihm erscheint «in der Gesellschaft alles krank». Er fühlt, daß er kein politischer Mensch sein kann, und entschließt sich Ende 1849 in Berlin in männlicher Festigkeit, nun alle Gedanken an sein Lebenswerk zu setzen, da ihm die «Trennung von Theologie und Philosophie» als sein einzig möglicher Weg klar wird. In dieser Stimmung kann er im Juni 1850 in Kiel «heiter und tätig» die Vorbereitungen für seine Vorlesungen beginnen.

Noch einmal kommt es durch die neuerliche Erkrankung zu merkwürdigen Schwankungen («Ist Gott ein Individuum?») und zu dem prophetischen Eintrag im November 1851: «Ein Buch schreiben, welch ein sonderbares, verrücktes Wirken.» Er betont dann die Notwendigkeit, Methode in seine Arbeit zu bringen und eben das Denken von der Religion zu trennen. Am 30. Januar 1852 in Rom kommt ihm sein Epigonentum schmerzlich zum Bewußtsein: «Meine Gedanken sind nicht eigene Gedanken, sondern nur Abbildung, Schatten, Abspiegelungen von Gedanken. Ich selbst bin gedankenlos, bewußtlos, d.h. glaubenslos. Also hoffnungslos, liebelos, gottlos.» Charakteristischerweise löst sich in diesem innerlich so erdgebundenen Philosophen der Konflikt durch den Blick auf die Natur: «Aber wir alle sind doch Kinder der Natur. Die Gesetze der Geschichte sind Naturgesetze» – eine Meinung, die er später durch den Begriff des «Zufälligen» korrigiert. Gleichzeitig wird ihm zum ersten Mal die Bedeutung der Mathematik in der Naturforschung klar. Die Begegnung mit dem Basler Mathematiker und Physiker Balmer bereitet sich vor. Und am Schluß der Römischen Zeit verschmilzt er Platonismus und Christentum in dem kühnen Satz: «Das platonische εἶδος ist das Himmlische Wesen.»

Steffensens nach solchen spekulativen Ausrufen überraschend schneller Übergang zum praktisch erfolgreichen Dozenten erfolgt ein halbes Jahr später bei der Niederschrift der nicht erhaltenen Vorlesungstexte.

Quelle C, Familienbriefe, erweisen nur die starke Zurückhaltung, z. B. am 18. Februar 1843 in dem Ausruf: «Was hilft es Euch, daß



ich sage, ich treibe Philosophie?» Gewiß hatte er nur mit seinem Bruder engeren Kontakt auf seinem Fachgebiet, aber offenbar nur in mündlichen Diskussionen.

### *7. Als Privatdozent in Kiel 1852–1854*

Steffensens Entwicklung hat mit dem Einsetzen seiner Lehrtätigkeit im Herbst 1852 offensichtlich einen jener seltenen «Sprünge» vollzogen, die man auf Grund der reichen Quellen nicht erwarten konnte. Trotz seiner Lust an Selbstbekenntnissen können wir den Moment der Umsetzung aller vorbereitenden Notizen in die erfolgreich abgehaltene Vorlesung nicht anders umschreiben als mit dem alten Bilde des plötzlich vollendet aus der Asche auferstehenden Vogel Phönix. Seine große Befähigung auch zur akademischen Lehre trug ihn über die engen Grenzen seiner Produktivität als Forscher hinaus. Die dabei entscheidende, angeborene, echte – nicht nur rethorische – Beredsamkeit bezeugen ebenso die Äußerungen aller Hörer wie auch seine Hörerzahlen im 2. Kieler Semester, die im strikten Gegensatz standen zu den geringen Erfolgen seiner Professoren-Kollegen. Deren Vorlesungen kamen zum Teil gar nicht zustande. Der Theologe Th. Hansen erinnert sich in seinem Nachruf<sup>42</sup> an eine Begegnung als Gymnasiast mit dem jungen Dozenten in der Kieler Nikolaikirche und später in Basel: ein energisches Profil, ein prächtiger Charakterkopf, große, durchdringende Augen, eine metallische Stimme, mittlere Statur und rascher Gang. Die erhaltenen Bildnisse bestätigen diese Beschreibung.

Ganz auffallend ist in den Quellen 1852–1854 das plötzlich zutage tretende Selbstbewußtsein anstelle der Depressionen, ja, sogar eine sympathische Selbstzufriedenheit mit dem Gange der Arbeiten, besonders in den Briefen an die Schwestern. Er wohnt zunächst bei Joh. Christiansen, dem 1809 geborenen Schleswiger, der seit 1844 o. Professor der Rechte in Kiel war. Am 2. Oktober 1852 lobt er brieflich das Paar als «treffliche Leute». Pfingsten 1853 muß er viel arbeiten für die Vorlesungen; am 3. März 1854 schließt er die Vorlesungsmanuskripte für das Sommersemester ab (sämtliche nicht erhalten) und fügt in Ruhe hinzu: «Mein Wagen rollt fester und gleichförmig.»

Wie begründet diese Stimmung war, zeigen die Vorlesungsverzeichnisse und besonders die ergänzenden Verzeichnisse der

<sup>42</sup> K. Steffensen, *Ges. Vorträge u. Aufsätze*, 1890, S. 345.

Kieler Dozenten über die tatsächlich gehaltenen Vorlesungen mit Hörerzahlen<sup>43</sup>. Die Kollegs fanden statt in dem schlichten, zweigeschossigen Backsteinbau von zwölf Achsen, den der bekannte Hamburger Architekt Sonnin 1766 vor dem Schloß errichtet hatte. Er wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Bauherrin war die Zarin Katharina die Große, die die «kielischen Lande» als Erbteil ihres 1762 ermordeten Gemahls, Peters III. von Holstein-Gottorf, verwaltete bis zur Wiedervereinigung mit Holstein 1773. Das Gebäude genügte für den Lehrbetrieb, aber die boshafte Notiz des Engländers Clarke 1799, er habe in Kiel einen halben Tag vergeblich nach der Universität gesucht<sup>44</sup>, war gewiß übertrieben.

Für das Sommersemester 1851, das vom 28. April bis zum 14. August dauerte, hatte Steffensen Seite 7 unter den «scholae doctorum privatorum philosophiae» Vorlesungen angekündigt «si convaluit», aber Krankheit und Italienreise verhinderten den Beginn noch im Sommersemester 1852. Erst im Wintersemester 1852/53 las er «Geschichte der Philosophie» fünfstündig vor 4 Hörern, ebenso Sommersemester 1853 über die «Geschichte der christlichen Philosophie» vor 19 Hörern; im Wintersemester 1853/54 vierstündig «Geschichte der alten Philosophie» vor 14 und zweistündig «Logik» vor 19 Hörern – erstere 9–10 Uhr, letztere mittwochs und sonnabends 9–10 Uhr. In seinem letzten Sommersemester 1854 las er vor 14 Hörern wieder «Geschichte der christlichen Philosophie» und berichtete am 3. August 1854 an Gelzer nach Basel, er sei in die letzte Kieler Semesterwoche eingetreten; acht Wochen nach der Berufung nach Basel. Thaulow löste ihn in Kiel ab.

Die 1665 gegründete Kieler Universität war damals nach dem unglücklichen Ausgang der Erhebung in einer Krise, wie die Briefe seines Freundes, des a.o. Professors für alte Geschichte Karl Wilh. Nitzsch (geb. 1818), an den Kollegen Droysen in Jena zeigen<sup>45</sup>. Am 5. Januar 1854, als Steffensen mit Nitzsch in Chr. Paulsens Wohnung zog, dessen verstorbene Tochter Sophie Nitzsch' Frau gewesen war, heißt es: «Steffensen geht es über Erwarten leiblich gut, er liest dabei Logik vor zwanzig und Geschichte der Philosophie vor zwölf Zuhörern, während Thaulow knapp und Harms gar nicht zum Lesen gekommen sind» – wie es auch Nitzsch selber ging. Zu den beiden Philosophen Thaulow und Harms war 1854 als dritter Professor Chalybäus getreten; mißmutig gestand er am

<sup>43</sup> Landesarchiv Schleswig, Abt. 65, 2, Nr. 554, 47<sup>1</sup> Nr. 176, 177.

<sup>44</sup> Schl.-Holst. Provinzial-Berichte 1822, II, S. 36.

<sup>45</sup> J.G. Droysen, Briefwechsel, I.c. II, S. 217, 366, 124, 149. – Vgl. Anm. 14.

17. Februar und 15. Juni 1854 brieflich, in der philosophischen Fakultät hätte «nur Steffensen in der Gesch. d. Phil. noch einigermaßen Zuhörer», sei aber kränklich<sup>46</sup>. Steffensen aber schrieb am gleichen 15. Juni an Schwester Elise, er komme sich als Privatdozent «wie ein Unkraut vor im wohlbestellten Garten»; alle drei seien mit ihm befreundet, aber «zugleich lebendige Vorwürfe», daß er ihnen ins Amt pfusche – deshalb freut er sich auf Basel. Und am 26. Oktober 1855 berichtete Nitzsch Droysen über Harms: «Seit Steffensen fort ist, der alle übrigen Philosophen allerdings sehr beeinträchtigte, geht es ihm mit seinen Vorlesungen gut.»

Bessere Zeugnisse über Steffensens Erfolge als akademischer Lehrer am Anfang seiner Laufbahn lassen sich kaum vorstellen. Es ist kein Wunder, daß er nun so erfüllt ist durch Vorlesungen und Kontakte mit Kollegen und Studenten, daß er das Tagebuchführen aufgibt bis zu einer ganz kurzen Wiederaufnahme 1863. Wie entspannt er sich unter Kollegen gibt, schildert Nitzsch Droysen am 4. Februar 1853 bei den Vorbereitungen seiner Vorlesungen mit dem Germanisten und Altertumskundler Müllenhoff: «Steffensen sitzt dazwischen, von Plato bewältigt, voll Interesse für jede Lumperei und jede Idee.» Sein Übergang aus dem Stadium des Suchens zum erfolgreichen Wirken hat wieder Nitzsch vor Beginn von Steffensens Vorlesungen am 21. August 1852 anschaulich Droysen beschrieben: «Wir [d.h. mit Rochus v. Liliencron] waren noch gestern bei Müllenhoff zusammen, auch Karl Steffensen, der, zu meinem Leidwesen, wieder hier anfangen will. Ich will kein Unglücksprophet sein, aber ich fürchte schon für den Winter. Ein Kloster oder ein Rittergut sind, glaube ich, die einzigen Stellen, wo er seinen Mikrokosmos weiterspinnen kann, bis er sich vollkommen verpuppt hat. . . .»

In der Tat waren die Jahre vor 1852 eine Periode der Verpuppung in selbstquälerischer Egozentrik gewesen. Aber nach dem Kieler Erfolg war es dann weder ein Kloster noch ein Rittergut, sondern die Bürgerkultur Basels, in welcher der Schmetterling seine Flügel vollständig entfalten konnte, so viele Rückfälle in die Verpuppung es auch noch geben mochte. Eine besonders schöne Charakterisierung von Steffensens eigenartiger Persönlichkeit gab 1863 sein Kieler Kollege, der erfolgreiche Germanist Müllenhoff, der zwei Jahre jüngere Dithmarscher: «Steffensen ist einer der edelsten und reinsten Menschen, die ich kenne<sup>47</sup>.»

<sup>46</sup> Liepmann, l.c. 1916, S. 200, 204. – Vgl. Geschichte der Christian-Albrechts- Univ. Kiel, Bd. 5, Teil 1, Neumünster 1969, S. 67 (ungenau).

<sup>47</sup> Liepmann, l.c. Nr. 237, S. 325 f.

8. *Berufung als Ordinarius nach Basel 1854*

Für die Vorgeschichte der Berufung nach Basel bildet Steffensens Korrespondenz mit seinem Freund Gelzer und dessen Gattin die wichtigste Quelle<sup>48</sup>. Gelzer war 1850 nach Basel gezogen und spielte die kontinuierlichste Vermittlerrolle, da er ja Steffensen seit Jahren hoch schätzte. Es ist interessant, daß Steffensen schon *vor* seiner Tätigkeit als Privatdozent in Kiel an eine Habilitierung in Basel gedacht hat. Er erwähnt es brieflich am 5. Februar 1851 von seinem Krankenlager in Sarau aus; noch litte er an «anhaltender Schlaflosigkeit», denke aber daran, nach Basel zu gehen und «mich dort später zu habilitieren», denn Deutschland scheint «uns Schleswiger von sich zu stoßen». Er will nirgends anderswo hin, sondern nur in die Schweiz «flüchten». Dieses Unbehagen an der Lage in Deutschland und das für Steffensen charakteristische und bei seinen Landsleuten so seltene gänzliche Fehlen von Nationalismus war seinen Freunden bekannt; er knüpfte eben an das Weltbürgertum im 18. Jahrhundert an. So konnte Nitzsch am 26. Oktober 1855 Droysen seiner Mitteilung, Steffensen wolle in Basel bleiben, den Satz hinzufügen: «Sie können sich das bei seiner jetzigen politischen Stimmung und dem eigentümlichen Stil des dortigen [Basler] Patriziats auch wohl denken.»

Im April 1854 waren die ersten Fäden zwischen den Freunden gesponnen worden. Auf einen Brief Gelzers vom 18. April erwiderte Steffensen am 27. aus Kiel mit «vertraulichen» Mitteilungen über den möglichen Ruf nach Basel, aber er «will nicht offiziell als Bewerber auftreten». Immerhin meldet er Mitte Mai, es sei an seinen Kieler Kollegen, den Juristen Julius Planck, geschrieben worden wegen einer Empfehlung. Steffensen will die von Gelzer angedeutete Hoffnung «still bei sich bewegen».

Am 27. Mai 1854 schlägt dann auf den Beschluß der philosophischen Fakultät hin Peter Merian als Präsident des Kuratels dem Erziehungskollegium des Kantons Basel-Stadt vor, als Nachfolger des verstorbenen Ordinarius für Philosophie Fischer nunmehr Karl Steffensen zu berufen<sup>49</sup>. Als Grundlage haben zwei schriftliche Gutachten gedient. Das erste erstattete der genannte J. Julius W. Planck (1817–1900), den die Universität Basel 1842 als jungen Privatdozenten auf Bachofens Rat zum Ordinarius für Civil- und

<sup>48</sup> Staatsarchiv Basel, Privataarchiv 756 B 4 und Nachlaß Steffensen, UB Basel E Briefe.

<sup>49</sup> Staatsarchiv Basel, Erz.-Akten C 13; vgl. E. Bonjour, Die Universität Basel<sup>2</sup> 1971, S. 710; über Planck, ebenda S. 541 f.



römisches Recht berufen hatte. Schon 1845 folgte er einem Ruf nach Greifswald, 1850–1867 war er Professor der Rechte in Kiel, wo 1858 sein berühmter Sohn, der Physiker Max Planck, geboren wurde. Über die Lehrtätigkeit seines ein Jahr älteren Kollegen Steffensen schrieb Planck kurz und bündig nach Basel: «Der Erfolg, den er als Lehrer bei den Studierenden hatte, ist ein außerordentlicher.» – Der zweite Gutachter war natürlich Gelzer. Beide kennen Steffensen genau, er mache den «Eindruck eines bedeutenden und edlen Mannes», der durch die «Gabe des lebendigen Worts» großen Einfluß auf die Jugend habe. Und der etwas überschwengliche Gelzer erklärte weiter: «Seit 14 Jahren ist mir niemand vorgekommen, den ich an Kraft und Tiefe der Gedanken, an Ächtheit und Gediegenheit des Charakters über ihn stellen könnte.» Diesen Sätzen fügte Peter Merian noch das S. 48 angeführte Zitat aus einem von Steffensens «charakteristischen Briefen» hinzu und betonte, er gehöre *keiner* philosophischen Richtung an, sondern habe sich allein durchgearbeitet, was die Quellen ja vollkommen bestätigen. Der von Gelzer 1853 in den «Protestantischen Monatsblättern» veröffentlichte Aufsatz über Religion, Philosophie und Politik mache viel Eindruck. Nur Steffensens Verhältnis zum Herzog von Augustenburg während der Erhebung gegen Dänemark stehe seiner festen Anstellung in Kiel im Wege, wo ihm vorher die Professur sicher gewesen sei. Die Kuratel empfehle die Berufung, die dann am 10. Juni vom «Kleinen Rath des Kantons Basel-Stadt» vollzogen wurde.

Gelzer gegenüber, der ihn auf dem laufenden hielt, hatte Steffensen am 1. Juni seine Freude geäußert und zugleich Gelzers offizielle Erklärung bestätigt, er dächte nicht daran, bald Basel wieder zu verlassen: «Ich gehöre nicht zu den Beweglichen; ich wünsche lange zu bleiben, und wenn ich irgend Nützliches dort leiste, werde ich darauf froh und zufrieden sein.» Dies hat er bis zum Tode treulich gehalten. Steffensen unterschied sich darin ganz sowohl von dem Oldenburger Juristen Ihering (geb. 1818), der acht Jahre vorher sein Glück pries, rasch wieder von Basel fortzukommen, wie auch von seinem Landsmann G. Beseler, der 1837 in Basel Ordinarius wurde, aber nur zwei Jahre blieb. In seinen Erinnerungen betont er, er habe dem «Geldstolz der Baseler... den Gelehrtenstolz entgegengesetzt» und oft den «mondbeglänzten Schwarzwald jenseits des Rheins mit stiller Sehnsucht betrachtet.»

Am 4. Juni 1854 berichtete Gelzer von dem einstimmig erfolgten Vorschlag, am 11. Juni sein Kollege Andreas Heusler-Ryhiner, Rechtshistoriker und früherer Präsident des Erziehungskollegiums, über die einstimmige Wahl zum Ordinarius. Besonders herzlich

äußerte am 7. Juli der Germanist Wilhelm Wackernagel<sup>50</sup>, den Steffensen seit der Alpenreise 1843 kannte und schätzte, seine Freude und wünschte der Universität Basel «Glück zu diesem Ereignis»; er versprach sich davon «eine neue Erfrischung meines Lebens» und schließt mit der Hoffnung: «Möge das Wirken in Basel kein bloß vorübergehendes werden.» Die Korrespondenzen mit Heusler und Wackernagel betreffen sonst praktische Fragen: Beginn des Wintersemesters am 1. November, Unterricht am Pädagogium Mitte Oktober, so daß Steffensen Anfang Oktober kommen möge, um sich «mit den Baslern vertraut zu machen». Das Thema der ersten Vorlesung kam nicht mehr ins Vorlesungsverzeichnis, sondern nur ans schwarze Brett; anscheinend eine Einleitung in die christliche Philosophie. In den Semesterberichten<sup>51</sup> fehlt Steffensens erstes Blatt, aber im nächsten Wintersemester 1855/56 las er schon vor 34 Hörern über «Geschichte der Philosophie seit Ende des Mittelalters».

Ein erfreuliches Nachspiel des Umzugs folgte vor Weihnachten 1854. Peter Merian bat das Erziehungskollegium um eine Reise-Beihilfe von 500 Franken, da der Junggeselle Steffensen ungewöhnlich hohe Umzugskosten gehabt habe, vor allem durch 17 Kisten «hauptsächlich Bücher enthaltend». Für die Bewilligung dankte er am 3. Januar. Von der bei seinem Tode auf 6000 Bände angewachsenen Bibliothek (siehe Seite 66–68) hatte der Achtunddreißjährige also gewiß etwa ein Viertel schon vor der Basler Zeit erworben.

Steffensens rasches Heimischwerden in Basel beleuchtet wieder der schon genannte Brief seines Freundes Nitzsch an Droysen vom 26. Oktober 1855, also nach der Nervenerkrankung, die das Abhalten der Vorlesungen im Sommersemester 1855 verhindert hatte. Georg Waitz hat Steffensen besucht und weniger krank gefunden als dieser sich selbst. Der Basler Regierungsrat sei auf ein Rücktrittsgesuch nicht eingegangen. Bei Wiedergesundung – er las schon im Wintersemester 1855/56 wieder – würde Steffensen schon wegen des humanen Verhaltens des Regierungsrats nicht von Basel fortgehen; «dann aber auch hat er selbst im ersten und einzigen Semester, in dem er an der Universität arbeitete, sich und den Studenten so behagt, daß er meinte, er werde am liebsten immer dort bleiben.»

So ist es denn auch gekommen. Gelzer, der Steffensens erste Vorlesung 1854/55 hörte, betont in seinen Erinnerungen an den

<sup>50</sup> Nachlaß Steffensen E Briefe; Staatsarchiv Basel, Privatarchive 82 (Wackernagel) B 16; 2 Briefe von Steffensen.

<sup>51</sup> Staatsarchiv Basel, Erz.-Akten X 34, 1850–1880.

Freund 1890, daß er stets gefesselt habe wie der größte Redner, da er «in jeden Vortrag seine volle ethische Persönlichkeit legte».

*9. Leben, Vorlesungen und Wirken in Basel 1854–1888*

Über sein Einleben in Basel berichtete Steffensen nach gut zwei Monaten am 20. Dezember 1854 an seine Schwester Elise, man habe ihn sehr freundlich aufgenommen, und die Studenten besuchten seine Vorlesungen gut. Aber die großen Anforderungen der ihm ungewohnten Geselligkeit strengen ihn so an, daß der Arzt ihm Gesellschaften verboten hat. Er muß sich erst akklimatisieren und von der holsteinischen Küche, die er lobt, auf die Schweizer Kost umstellen. Sehr gern hätte er als Junggeselle seine Schwester Marie bei sich, ein Wunsch, den er am 13. Januar 1855 wiederholte, und den Gelzer voll billigte. Er sehnt sich «nach freundlichen Herzen im Hause»; Frau Gelzer würde sich ihrer annehmen. Die Überanstrengung führte dann zu einem Nervenfieber mit tiefen Depressionen und Todesahnungen. Am 25. April 1855 schreibt er seiner Schwester Elise von der Kur in Baden und im Oktober seinem ehemaligen Schüler, Prinz Friedrich von Augustenburg, aus Beatenberg, wo eine Kaltwasserkur ihn heilte, so daß er im Wintersemester 1855/56 die volle Lehrtätigkeit wieder aufnehmen konnte.

Im Juni 1859 wurde Steffensen Basler Bürger und am 14. Juli heiratete er Maria Margaretha Burckhardt (1831–1908), Tochter des Rats Herrn und Juristen Prof. Christoph Burckhardt-Heß. Die geistvolle und offenbar nicht unkomplizierte Frau, in deren Ehe nach einer Andeutung im Nachruf vom März 1908 ihr Mann für Harmonie gesorgt hatte, entstammte derselben weitverzweigten Basler Familie wie Jacob Burckhardt und der Historiker und Diplomat Carl J. Burckhardt. Ihr Vater war 1835 gestorben, und 1846 bezogen Mutter und Tochter das an schönster Stelle des Münsterplatzes an der dem Münster gegenüberliegenden Ecke neu erbaute Haus Nr. 4. Es wurde Steffensens zweite Heimat für fast dreißig Jahre; in den zarten Formen des spätesten Klassizismus erbaut und mit herrlichem Blick über den Rhein hinweg auf Schwarzwald und Vogesen. Das Paar blieb kinderlos, und die am 2. März 1908 verstorbene Witwe vermachte das Haus in ihrer letztwilligen Verfügung<sup>52</sup> der Akademischen Gesellschaft, wie sie es beim fünfzigjährigen Jubiläum der Gesellschaft 1885 mit ihrem Mann beschlossen hatte. Das Haus dient bestimmungsgemäß als Wohnung für Professoren der

<sup>52</sup> Staatsarchiv Basel, Privatarchive 340, C 2.

Universität – gegenwärtig Werner Kaegi. Er widmete zum Dank 1967 den Band IV seiner großen Jacob Burckhardt-Biographie der Erinnerung an das Ehepaar Steffensen und brachte mich dadurch auf die Fährte des vorliegenden Themas. In Dankbarkeit gedenke ich seiner lebendigen Führung durch die schönen Räume am 5. Juni 1972 mit der abschließenden Betrachtung der so eindrucksvollen Totenmaske von Jacob Burckhardt.

Durch seine Heirat gewann Steffensen engen Kontakt mit den alten Basler Familien, worüber freilich nur wenige Zeugnisse erhalten sind<sup>53</sup>: außer mit Wackernagel und Heusler Korrespondenzen des Ehepaars mit Rudolf und Maria Staehelin, Karl und Lisette Sarasin-Vischer (Juni 1860 mehrtägiger Besuch auf ihrem Landsitz) und mit Johann Jacob Bachofen, dem Steffensen ohne Datum auf eine «Mitteilung» erwidert, Homer enthalte wohl mehr Fragmente alter Mythen, als er, Steffensen, geglaubt habe: «ihm aber waren sie wohl kaum etwas anderes als dem Nibelungendichter die Märchen von Brunhild.» – Gelzer und Frau hatten Steffensen in ihren Familienkreis aufgenommen, und Frau Gelzer pflegte ihn während seines Nervenleidens 1854/55 «wie einen Bruder». Die Freunde kurten im Frühjahr 1879 in Nizza, von wo Steffensen am 4. April sein Rücktrittsgesuch nach Basel richtete mit der Bitte, ohne Besoldung die Stellung eines ordentlichen Professors behalten zu dürfen. Das Erziehungsdepartement bewilligte das Gesuch am 17. April 1879. Jacob Burckhardt hörte davon durch Steffensens Nachfolger Siebeck und meldete es betroffen Wilhelm Vischers Sohn; im September 1881 mußte er «bei Steffensens Kränklichkeit» als Fakultätsältester für ihn die Rektoratsrede übernehmen, da der Rektor abwesend war<sup>54</sup>.

Von Steffensens Familie lebten nur noch die beiden Schwestern. Umso engeren Kontakt hielt er noch in Basel mit seinen früheren Schülern in Paris–Neapel und Schleswig-Holstein. Oscar Meuricoffre besuchte ihn 1869/70 in Basel, die Steffensens waren 1868 bei Meuricoffres am Genfersee gewesen, und Oscar traf kurz vor seinem Tod noch im Sommer 1879 Steffensen in Karlsbad. Weit regelmäßiger war die Korrespondenz mit dem Prinzen und späteren Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Nach einem zweiwöchigen Besuch des Ehepaares Steffensen in Kiel im Oktober 1863 rät er dem Prinzen zu einer Denkschrift in Verfassungsfragen. Über den Krieg gegen Dänemark äußerte er sich mehr

<sup>53</sup> Staatsarchiv Basel, Privatarchive 182 B 42 VII und 212 R 32, 98. – UB Basel, Handschriftenabt.; Bachofen-Archiv 272 Nr. 255.

<sup>54</sup> J. Burckhardt, Briefe VII, S. 27, 289 mit Anm. Max Burckhardts.



distanziert und verfolgte die Ereignisse 1866 mit Sorge. Am Ende des deutsch-französischen Krieges 1870/71 gesteht er dem früheren Schüler, der nun Herzog ohne Land war, daß «die gewaltige Zeit» an seinem Leben zehre und er sich in diesen Monaten «um Jahre gealtert» fühle. Am 18. Juli 1870 hatte Steffensen auf einer der letzten Seiten seines Tagebuchs eingetragen, daß wohl «in Kriegzeiten die Stärkung der religiösen Gesinnung» anheben könne, wenn an die Stelle des Einzellebens «unsterbliche Ideale» träten. Aber er fühlt sofort Zweifel: «bewirken wirklich solche Begebenheiten etwas übernatürliches, geistiges?»

Dies waren für einen Deutschen damals ungewöhnliche Reaktionen. Man denke nur an das überschäumende Nationalgefühl in den Briefen deutscher Professoren-Kollegen an Franz Overbeck in Basel und an die erste Begeisterung von Nietzsche. Pfeleiderer meinte z. B., die Existenz der Schweiz hänge nun nur noch vom guten Willen Deutschlands ab<sup>55</sup>.

Über die von Steffensen in 25 Jahren gehaltenen Vorlesungen, das wichtigste Element seiner starken Wirkung in Basel, geben die fakultätsweise gesammelten, eigenhändigen «Semesterberichte»<sup>56</sup> die präziseste Auskunft samt Anzahl und Namen der Hörer, bei denen er zunächst auch die Herkunft angab, z. B. Ungarn, Böhmen. Zwischen 30 und 50 Hörer aller Fakultäten, besonders Theologen, folgten seinen Darlegungen. Die vier- bis fünfstündige Hauptvorlesung über die Geschichte der Philosophie las er in etwa viersemestrigem Turnus, wobei das Thema leicht variierte: «Geschichte der alten Philosophie» oder «Geschichte der Philosophie von den Anfängen bis zum 15. Jahrhundert» (seit 1864/65 über zwei Semester laufend); «Geschichte der Philosophie in der Christenheit» oder «vom Beginn der christlichen Zeitrechnung bis zum Ende des Mittelalters»; «Geschichte der neueren Philosophie» oder «der Philosophie seit Ende des Mittelalters» oder «Geschichte und Kritik der philosophischen Systeme seit Kant» (seit 1861/62 über zwei Semester laufend).

Daneben las er ein- bis zweistündig, z. T. öffentlich, und in unregelmäßigen Abständen: Logik, Psychologie, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie, «philosophische Lehren vom Staat und vom Recht» (1861 vor nur 16 Hörern), Grundzüge der Pädagogik, Grundzüge der philosophischen Ethik und Grundzüge der Metaphysik. Wichtig erscheinen das nur 1859 öffentlich gelesene Kolleg

<sup>55</sup> Studien z. Gesch. d. Wiss. in Basel XII, Overbeckiana I, Korrespondenz, Basel 1962, Nr. 54.

<sup>56</sup> Staatsarchiv Basel, Erz.-Akten X 34, 1850–1880.

«Über Schellings Philosophie der Offenbarung» und die in den Sommersemestern 1858 und 1868 gehaltenen öffentlichen Vorlesungen «Über die Bedeutung der Universität und der Universitätsstudien» vor 54 eingeschriebenen Hörern. Im letzten Wintersemester 1879/80 las er noch zweistündig vor 22 Hörern (darunter 4 Professoren) «Über die Tendenzen und Zielpunkte der philosophischen Forschung im gegenwärtigen Europa». Conv. 4 im Nachlaß A enthält vorbereitende Notizen. Dieser Nachlaß A in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel umfaßt 89 noch nicht geordnete Convolute in Großoktav von je 500–600 Blättern in flüchtigster Schrift, aber nach dem Vermerk von Konservator Dr. Max Burckhardt keine eigentlichen Kollegmanuskripte. Nur im Conv. 39 liegt Material für die Wintersemester 1871/72 vorgesehene Vorlesung «Zur Religionsphilosophie». Es existieren aber als 90. Band Abt. A und in Abt. B des Nachlasses «Kollegnachschriften»: ein anonymes Band «Ionische Naturphilosophie», wohl ein Teil der oft wiederholten Geschichte der alten Philosophie; ein sehr sorgfältig geführter Band von 376 Seiten «Geschichte u. Kritik der philosophischen Systeme seit Kant» von stud. theol. Rudolf Wernly, Basel 1866 Sommersemester. Er zeigt, wie systematisch und wohlgegliedert Steffensen Kant behandelte, z. B. S. 62 «I. Hauptteil der transzendentalen Ästhetik, Untersuchungen der Sinnlichkeit des Erkenntnisvermögens». Schließlich hinterließ stud. theol. Julius Stahel im Wintersemester 1867/68 ein Heft von 44 Seiten über die zweistündige Vorlesung «Grundzüge der philosophischen Ethik». Beide waren 1867/68 und 1869/70 nicht unter den Hörern J. Burckhardts, die so hervorragende Nachschriften lieferten<sup>57</sup> und meistens auch Steffensen hörten. Vielleicht lernte Carl Spitteler 1863 und 1870 durch Steffensen jene platonischen Gedanken kennen, die in den «Erläuterungen» zur «Extramundana» überraschen.

Wir müssen uns im übrigen mit den Urteilen nahestehender Hörer in ihren Nachrufen<sup>58</sup> begnügen. Der Schleswig-Holsteiner Dr. theol. Theodor Hansen, Oberhofprediger in Oldenburg, lobte besonders Steffensens Methode, einen Philosophen und sein System in «lebendigem Wechselgespräch» mit ihm darzustellen; so machte er die «Genesis der schwierigen Probleme» anschaulich, gab freilich damit mehr eine Geschichte der Philosophen in Rede und Gegenrede als

<sup>57</sup> W. Kaegi, J. Burckhardt V 1973, S. 436, E. Ziegler, Jacob Burckhardts Vorlesung über die Geschichte des Revolutionszeitalters in den Nachschriften seiner Zuhörer, Basel 1974, Kommentar S. 497–539. – Vgl. K. E. Hoffmann, Spitteler als Student in Basel, Basler Jahrb. 1934, S. 177f.

<sup>58</sup> Karl Steffensen, Ges. Aufsätze, l.c., S. 345–371.

der Philosophie. Er erzog zum philosophischen Denken. – Pfarrer Carl Pestalozzi in St. Gallen, der intelligenteste dieser Schüler, hörte ihn 1870–1872 mit seinem Kommilitonen Schultheiß-Rechberg und empfand «die vollendete Schönheit» der Vorlesungen; sie führten zu eigenem Nachdenken, da hohes Verständnis für das langsame Wachsen des inneren Menschen den Dozenten leitete. Steffensen behandelte einmal vier Stunden lang «die Theorie der Irreligiosität» und bekämpfte alle vorgebrachten Thesen, «die Religion aus dem Geistesleben zu verdrängen», aber kurz vor dem Tode vertraute er Pestalozzi an, daß damals alle Einwände gegen das Christentum «mit furchtbarer Gewalt auf ihn los gestürmt seien», so daß er auch die Gegner zu Worte kommen ließ. Das «Unabgeschlossene» in Steffensen sei dem Schüler zugutegekommen, da alle Versuche zur Lösung der Welträtsel vorgebracht wurden. Sokrates und Platon waren die Höhepunkte, aber Pestalozzi meinte, Steffensen habe doch nicht nur Schüler Platons, sondern «Junge Christen» herangebildet, denn er schätzte die Seelsorge hoch ein. Auch Paul Helbing, später Professor am theologischen Seminar der Brüdergemeinde Gnadenfeld in Schlesien, interpretierte Steffensens Ziel dahin, die christlichen Seelsorger sollten doch zugleich Philosophen im antiken Sinne sein, denn Platons Art, das Höchste «nur in Mythen» anzudeuten, empfand er als «höchste Weisheit» – wenn auch die theologische Wissenschaft «jenseits des Platonismus» bliebe. – Der Theologe Heinrich Thiersch, 1874–1885 in Basel tätig, hörte neben Burckhardt auch Steffensen noch als Professor mit Gewinn und nannte ihn «einen Philosophen ersten Ranges»<sup>59</sup>.

Das wissenschaftliche Klima an der philosophischen Fakultät in Basel zu Steffensens Zeit illustrieren die Vorlesungen von Jacob Burckhardt, Friedrich Nietzsche und seines Freundes Franz Overbeck, des Antipoden von Steffensen, für den die christliche Religion nur noch als Überlieferung lebte<sup>60</sup>. Während Steffensen 1858 bis 1859 die Geschichte der Philosophie seit den Anfängen I und II abhandelte, las Burckhardt «Culturgeschichte des Mittelalters»; 1859/60 ergänzte er Steffensens Geschichte der Philosophie seit Kant durch «Neuere Geschichte». Als Steffensen 1870/71 über die Philosophie der Antike las, behandelten Burckhardt das «Studium der Geschichte», Nietzsche «das griechische Epos» und Overbeck «den Kampf der Kirche gegen das Heidentum»; 1873/74 stellte Nietzsche Steffensens Behandlung der Neueren Philosophie eine

<sup>59</sup> Paul Wigand, Heinrich W. J. Thierschs Leben, Basel 1888, S. 163, 170. Vgl. Kaegi, J. Burckhardt V, S. 315f. und Briefe V, S. 431.

<sup>60</sup> Christentum und Kultur. Aus dem Nachlaß, Basel 1919, S. 180.

Vorlesung über Platon gegenüber, und 1874 wurde neben Steffensens «Geschichte der Philosophie seit den Anfängen» Burckhardts berühmte «Griechische Culturgeschichte» vor 27 Hörern vorgelesen.

Neben den Vorlesungen verstand es Steffensen auch, durch öffentliche Vorträge auf weitere Kreise zu wirken, obgleich er von dieser Möglichkeit nicht oft Gebrauch machte. Fünf Vorträge sind von Gelzer in seinen Protestantischen Monatsblättern veröffentlicht und 1890 wieder abgedruckt worden<sup>61</sup>, so daß wir den bisweilen erweiterten Wortlaut kennen. Für seine Antrittsvorlesung im Herbst 1854 wählte er das Thema: «Das menschliche Herz und die Philosophie» und verriet dabei spätromantische Züge, wenn er z. B. dazu aufrief: «in der Philosophie nicht das Herz vergessen!» Aber er benutzte diesen Appell doch mehr für das ausdrückliche Bekenntnis zum Individualismus: «Was ich bin, das ist außer mir nichts sonst im Universum.» Das tiefste Verlangen der Seele sei auf das Verständnis der Welt und ihrer selbst gerichtet, und er warnt davor – nun wieder ganz Philosoph – daß man «ein höchstes Gut ohne Wissen je für das wahre hält».

In der «Historischen Gesellschaft», der er nach Übernahme des Ordinariats als ordentliches Mitglied beitrug, sprach Steffensen am 8. und 15. Januar 1861 «Über Sokrates. Mit Beziehung auf einige Zeitfragen.» Er nahm Gelegenheit, die Untersuchungen über «das Reich des Geistes und die Sphäre des Sittlichen» höher einzustufen als die Ergebnisse der Naturforschung. Ein originelles Echo enthält ein Brief von Steffensens späterem (1870) Nachbarn «auf Burg» 2, Johann Jacob Bachofen, an seinen Freund Meyer-Ochsner in Zürich vom 6. Februar 1861<sup>62</sup>: «Inzwischen hat sich hier ein anderer Strauß erhoben. In einer Vorlesung über Sokrates, der eine große Zahl Basler Xantippen beiwohnte, hat unser Staats-Philosoph die Naturforscher hinter den Ofen, wenn nicht gar vor die Thüre gestellt, wo sie eigentlich hingehören. Jetzt große Aufregung... Gegenvorlesungen...» – Dies war nach dem Herzen des gern oppositionellen Bachofen, der dann Sokrates beistimmte in der Meinung, Steine und Bäume könnten uns nichts lehren. Später hat Steffensen, offenbar beeinflusst durch den Physiker Balmer, der sich 1865 als Privatdozent an der Universität Basel habilitierte, Naturforschung und Mathematik viel stärker beachtet. In seiner

<sup>61</sup> Ges. Vorträge u. Aufsätze, Basel 1890, S. 29–65, 216–249, 250–291, 292–332. – Vgl. Vortragsverzeichnisse der Historischen Gesellschaft: Beiträge z. vaterländ. Gesch. 7, 1860, X; 8, 1866, XIX f.

<sup>62</sup> Ges. Werke, Bd. 10, Briefe, Basel 1967, Nr. 132. – Über J. J. Bachofens Wohnungen vgl. Franz Husner, Basler Zeitschr. f. Gesch. 73, 1973, S. 102.



Rede auf Schleiermacher nannte er 1868 die Naturforschung «das eigenthümlichste Produkt der neueren Wissenschaft». Aber noch am Schluß des letzten Tagebuchs im Mai 1873 fürchtete er, die Idee des Wissens ersterbe und werde «der Technik dienstbar». Aktuellere Fragen hat er stets einbezogen, wie schon seine Untertitel verraten.

Durch das Bedürfnis, den Naturgesetzen ein polar entgegengesetztes Element gegenüberzustellen, kam Steffensen zu dem Thema seiner Rektoratsrede von 1864: «Über das Zufällige. Mit Bezug auf einige Zeiterscheinungen.» Hier offenbart er vielleicht seine originellsten Überlegungen. Er findet in jedem Gedankengang «Punkte des Anstoßes, Wirbel und Knoten», und über solche «Zufallsvorstellungen» erhebe sich die Polemik. Schon Aristoteles fand den Zufall göttlich und dämonisch. Wäre die Welt *in allem* zweckmäßig geordnet, dann könnte nie ein solches Gefühl von Lebensglück entstehen, als wenn «das Zufällige ins Erhabene verklärt werden kann». Die Natur mache eben doch «Sprünge» in Zahlen und Atomistik, und eine Welt, die in *einer* Richtung gewebt sei, «habe keine Tiefe». Mit Nachdruck betont er die Rolle des Zufälligen in der Geschichte; ihre angebliche «ideale Absichtlichkeit der Zwecke ist nur eine liebliche Erscheinung», und er spricht es aus: «daß die Geschichte aller Welten doch zuletzt nur zufällig sei, denn auch die Götter sind nur geworden, auch sie zufällig»; auch die Geschichte verlief in Sprüngen und «zarten Übergängen»; sie zu idealisieren, wäre ein «Mangel an voller Redlichkeit im Auffassen des wirklich Gegebenen» – schon diese Zitate machen die Wirkung von Steffensens Wort sehr deutlich: in der Redlichkeit und dem tiefen Ernst seines Ringens um die Wahrheit. Zugleich ergibt sich eine bemerkenswerte Vorausahnung moderner Ergebnisse der Quantenmechanik, der Molekularbiologie, der Vererbungslehre. Das 1970 erschienene Buch von Jacques Monod «Le hasard et la nécessité» führt zu einer ähnlichen Betonung der Rolle des Zufalls bei den Mutationen in der Erbentwicklung der Arten. Nur geht Monod von der Naturgeschichte aus, während Steffensen den Zufall als Metaphysiker und Geschichtsphilosoph betrachtet. Dabei bezog er aber S. 272 Darwins «Entstehung der Arten» von 1859 und die 1863 erschienenen Schriften seiner Schüler Huxley und Lyell zur Entstehung des Menschen in seine Überlegungen ein. Steffensens Feststellung S. 274, «daß das ganze Reich der Organismen, wie nothwendig auch immer alle seine Wandlungen sein mögen, doch durch und durch zufällig ist» könnte bei Monod stehen. Vielleicht ist statt Zufall der Begriff Spiel angemessener.

Seinen Dank an Schleiermacher, der ihn in seiner Jugend stark beschäftigt hatte, stattete er ab in seiner zum 100. Jahrestag seiner Geburt am 21. November 1868 gehaltenen Rede: «Die wissenschaftliche Bedeutung Schleiermachers». Ein 1863 in der Historischen Gesellschaft gehaltener Vortrag über Auguste Comte blieb ungedruckt.

Im Jahre 1867 hatte Steffensen einen zweiten Lehrstuhl für Philosophie errichten lassen, auf den zuerst Wilhelm Dilthey (der hier Band I seiner Biographie Schleiermachers abschloß und 1869 nach Kiel ging), dann Siebeck und Eucken berufen wurden. Dilthey berichtete am 12. Mai 1867 stolz: «Trotzdem daß Steffensen, einer der besten philosophischen Docenten in Deutschland und Schweiz, seine Geschichte der Philosophie 6stündig fortsetzt, habe ich es gleich in diesem ersten Semester schon auf 25 in der Psychologie gebracht<sup>63</sup>.» In seiner Antrittsvorlesung über dichterische und philosophische Bewegung in Deutschland 1770–1800 passen Sätze wie: «Das Bedürfnis, die Bedeutung der Welt zu erfassen, ist ewig» vollkommen zu Steffensens Pathos-Stil.

Steffensen selbst hatte schon 1860 einen Ruf nach Leipzig abgelehnt und konnte sich nun langsam aus der starken Beanspruchung zurückziehen. Seine letzte praktische Tätigkeit galt der Kirche, 1874–1884 war er Mitglied des Basler Kirchenrats und blieb bis zum Tode Mitglied der Synode<sup>64</sup>. Am 12. Dezember 1888 erlag der zuletzt ganz zurückgezogen Lebende einer Lungenentzündung.

### *10. Steffensens Gedankenwelt und Stellung gegenüber Jacob Burckhardt*

Dieses Schlußkapitel, das eine klare Zusammenfassung von Steffensens Hauptgedanken aus gedruckten und ungedruckten Quellen geben müßte (im Anschluß an Abschnitt 6), stößt auf große Schwierigkeiten, da es eben ihm selber nicht möglich gewesen ist, ein wohlgeordnetes System zu veröffentlichen als Krönung seiner Einzelerkenntnisse. Auch der Versuch von Rudolf Eucken, einem späteren Inhaber des zweiten Lehrstuhls für Philosophie in Basel, aus den Nachlaßnotizen seit 1874 Steffensens philosophisches Erbe darzustellen, mußte scheitern. Euckens Erklärung im Vorwort von 1894: «Seit Fichte und Hegel ist über die großen Fragen unseres

<sup>63</sup> Der junge Dilthey, ein Lebensbild in Briefen. . . , Leipzig 1933, S. 238; Text der Basler Antrittsvorlesung in: Dilthey, Ges. Schriften, Bd. V, Leipzig 1924, S. 12–27.

<sup>64</sup> Eduard His, Basler Gelehrte des 19. Jhs., Basel 1941, S. 180.

Daseins nicht so mächtig, so eindringlich geschrieben worden, als von Steffensen», findet keine rechte Bestätigung im Text. Vergleichen wir ihn mit der Hinterlassenschaft der wirklich großen Philosophen, so bleiben Steffensen wie Eucken selber Persönlichkeiten der zweiten Linie. Steffensens Wirkung beruhte eben auf dem hervorragenden Kontakt mit jungen Menschen, den ihn seine Erfahrungen als Privatlehrer gelehrt hatten, und auf der enormen Kraft seiner Rede. Trotz jenes Ringens um Klarheit, das sein ganzes Leben durchzieht, bleibt sein schriftlicher Stil oft schwerfällig und umständlich und läßt nur ab und zu in sehr originellen Formulierungen seine Erkenntnisse und Kombinationen aufleuchten fast wie Aphorismen. Die Wurzel dieser Hemmungen führt sein Freund Nietzsche, den ein Menschenkenner wie Bachofen auf Grund gemeinsamer Italienreisen hoch schätzte<sup>65</sup>, auf Steffensens starke Egozentrik oder seinen «Mikrokosmos» zurück, in die er sich so gern vergrub. Dabei zeigt sich seine Charakterstärke darin, daß er sich selbst in ehrlicher Skepsis als Eklektiker betrachtet hat. Die beste Würdigung seiner komplexen Persönlichkeit verdanken wir Edgar Bonjours gedrängter Darstellung in seiner Geschichte der Universität Basel<sup>66</sup>.

Eine große Hilfe für die Schilderung seiner Gedankenwelt bietet das Verzeichnis von Steffensens Bibliothek, die 3886 Titel mit 6687 Bänden umfaßte. Er vermachte sie der Universitätsbibliothek Basel, und im Sommer 1889 verzeichneten der Bibliothekar Ludwig Sieber und sein Assistent Karl Christoph Bernoulli den Bestand<sup>67</sup> noch in der recht unsystematischen Aufstellung in der Wohnung Münsterplatz 4. Die Bücher füllten ein großes und zwei kleine Zimmer mit Schränken und «Schäften». Nach Abgaben an die Seminare stehen heute im Magazin der Universitätsbibliothek noch rund 4200 Bände in drei Buchten beieinander. In dem bunten Wechsel der Formate und Einbände verraten sie so dem raschen Betrachter sofort die Vielfalt der Interessen: Philosophie, Theologie, Geschichte, Literatur, Kunst, Naturforschung, Mathematik und unzählige «Varia» in Ausgaben vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis 1888.

Je etwa 500 Titel betreffen Slesvico-Holsatica und schweizerische Werke aus verschiedensten Gebieten; weitere rund 500 Titel sind Reisebeschreibungen und Entdeckungen – Steffensens Hobby von Kindestagen an. Die letzten gut hundert Bücher lagen laut Katalog auf dem «Tisch im 2. Zimmer», hier hatte er z.B. Sutermeisters Hefte «Schwyzer Dütsch» liegen und die «Quellen z. Schweiz.

<sup>65</sup> Werke, Bd. 10, Briefe, Nr. 49, 6. Januar 1848 an R. Ihering.

<sup>66</sup> 2. Auflage, Basel 1971, S. 710.

<sup>67</sup> «Catalog der Steffensen-Bibliothek», 128 Seiten.

Geschichte» 1877–1884, ferner Bayles Dictionnaire in der 4. Edition von 1740, Volkelts «Erfahrungen im Denken» von 1886; den Katalog der «öff. Kunstsammlung Basel» und die Schrift über die Beisetzung seines alten Patrons Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg 1869.

Rund 300 Titel betreffen griechische und römische Autoren, davon von Basler Frühdrucken in folio: Platon 1534, Plotin 1579, Boetius 1570, Tertullian 1521, Euclid 1537, Archimedes 1544, Ptolemaeus 1541. In neueren Ausgaben fehlten Homer und Hesiod, Herodot, Tacitus, Pausanias so wenig wie Apuleius und Ovid. Die Philosophen des 19. Jahrhunderts von Hegel und Schelling bis zu Schopenhauer, Comte, Dilthey und Hartmann sind vollständig vertreten, oft mit gesammelten Werken und z.T. mit Sekundärliteratur; aus früherer Zeit u. a. Cusa, Giordano Bruno, Descartes, Spinoza, Malebranche, Leibniz, Vico, Hamann, Wolff, Mendelssohn. Neben den Kirchenvätern wie Thomas von Aquino und Origenes erscheinen Ulfilas, Abälard und die Araber mit Averroë. Auffallend ist das Interesse für Naturforschung samt Astronomie: Copernicus, Kepler, Galilei, Linné, Buffon, Darwin, Häckel, Helmholtz oder Mediziner von Hippokrates bis Kußmaul. Neben den bekannten Historikern Ranke, Mommsen, Renan, Taine, Thiers, Gibbon, Burke, Buckle stehen die «Außenseiter» Lasaulx, Tocqueville, Bachofen und von Jacob Burckhardt der Constantin und die Cultur der Renaissance (nicht der Cicerone!); ferner de Wette und Wilh. Wackernagel.

Die frühen Dichtungen Nibelungen, Tristan und Isolde, Walther von der Vogelweide, Islandsagen, Grimmshausen, Rabelais werden ergänzt durch wenige Proben der deutschen Klassik (z. B. Goethes Werther und Götz und W. v. Humboldts Schrift über Hermann und Dorothea – vielleicht war hier manches vorher verschenkt worden). Aus der Romantik seien erwähnt Ph. Otto Runge's Hinterlassene Schriften 1840/41, Schlegels Athenäum 1798/1800, Tiecks Werke, Hölderlin, Des Knaben Wunderhorn, Rahel Varnhagens erste Briefsammlung. Montaignes Essays, Lavaters Physiognomische Fragmente, Rousseaus und Pestalozzis Werke, Shakespeare, Calderon, Robinson Crusoe, Zola stehen neben Proudhon und Büchern über Sozialismus und Arbeiterfragen von Stolze und Böhmer 1870 und 1872, Werken von Burckhardts Freunden Picchioni und Charras und schließlich Dante, Petrarca, Gobineau, Byron, Carlyle, Darwin sowie dem seltenen Werk von Charles Dupuis «Origine de tous les cultes» von 1795. Zur Kunst besaß Steffensen u. a. Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums von 1764, Justis Winckelmann, Füßlis Geschichte der Kunst in



der Schweiz, Sulzers Theorie der schönen Künste und Forkels Geschichte der Musik.

Steht man vor den Büchern und ruft sich zugleich die schönen Räume Münsterplatz 4 ins Gedächtnis, so ergibt sich eine sehr anschauliche Vorstellung von dem alternden Philosophen, der in der Abgeschiedenheit der Bibliothekszimmer, hoch über dem Rhein, seinen Gedanken nachhing. Was er an Quellen und Abhandlungen aus den verschiedenen Disziplinen dazu benötigte, hatte er sich anschaffen können. Die Phantasie braucht nur wenig dazu zu tun, um den Mann in seinem Milieu höchst lebendig vor Augen zu haben – und ein Spurenelement Phantasie ist doch unentbehrlich in der handwerklich-archivalischen Arbeit des Biographen, wenn er ein zusammenfassendes Stück Personengeschichte mit aller möglichen Deutlichkeit darstellen will. Gerade die Bücher spielten für Steffensens geistige Welt eine außerordentlich große Rolle, da das geschichtliche Werden der Systeme und die Lebensläufe der Philosophen das Zentrum seiner Arbeit blieben. Nicht umsonst hatte er als 25jähriger die Bücherbuden in Paris an der Seine durchwandert und 1850 einmal durch den allzulangen Besuch eines Berliner Antiquariats den wichtigen Audienztermin beim Minister von Radowitz total vergessen.

Bei Lebzeiten hat Steffensen aus seiner Basler Arbeit nur drei Stellungnahmen zu aktuellen Ereignissen und zwei längere Abhandlungen veröffentlicht in Gelzers Protestantischen Monatsblättern: 1855 empfahl er den protestantischen Lesern wärmstens die soeben erscheinenden gesammelten Werke des großen katholischen Philosophen Franz von Baader (Ges. Vorträge 66f.); 1858 nahm er scharf Stellung gegen die Amtsentsetzung seines Landsmannes aus Haseldorf in Holstein, Michael Baumgarten, Professor der Theologie in Rostock, eines Schwärmers und späteren Gegners des Hofpredigers Stöcker in Berlin (Ges. Vorträge 202–215). Die kurze polemische Verurteilung der deutschen Haltung zum Vatikanischen Konzil (Prot. Monatsblätter Dezember 1870, 341f.) wurde in die Gesammelten Vorträge und Aufsätze nicht aufgenommen.

Im Jahrgang 1856 (Ges. Vorträge 68–83) publizierte er: «Der providentielle Ernst der Reformation und ihrer Folgen.» Der Aufsatz ist eine für Steffensens Verhältnisse sehr temperamentvolle und mahnende Kampfschrift zur historischen Bedeutung der Reformation, bei der er die Mitwirkung des Volkes unterstreicht, und des Protestantismus. Ausgangspunkt ist die von Bossuet 1688 in seiner *Histoire des variations des églises protestantes* zitierte Prophezeiung des Kardinals Giuliano di Cesarini, seit 1431 einer der edelsten Teilnehmer am Basler Konzil, über die nahende Katastrophe des Klerus.

Manche von Steffensens charakteristischen Gedanken enthält die 1858 publizierte lange Abhandlung (Ges. Vorträge 133–201): «Über Meister Eckart und die Mystik.» Den Anlaß gab das 1857 erschienene Buch des Schweizers Franz Pfeiffer «Meister Eckhart». Steffensen steht aber vor allem der Vermehrung der in der Basler Ausgabe 1521 von Tauler überlieferten Zahl von Predigten von Meister Eckart um über das doppelte sehr kritisch gegenüber (S. 137, 191). Dies bestätigt vollkommen W. Kaegis Vermutung<sup>68</sup>, J. Burckhardt habe sich um 1860, als er sich mit der Mystik und Meister Eckart befaßte, mit Steffensen in Verbindung gesetzt. Er benutzte nämlich nicht die neue Ausgabe seines Landsmannes Pfeiffer, sondern die 1842 deutsch übersetzte, 128 Seiten lange Schrift des Dänen Hans Lassen Martensen, Professor der Theologie in Kopenhagen: «Meister Eckart, eine theologische Studie.» Diese fußt auf dem alten Taulerschen Bestand von 1521 und gibt daraus 14 Seiten mit Zitaten und Folio-Angabe. Gerade diese hat Burckhardt ausgiebig exzerpiert. Steffensen aber besaß neben anderen Werken von Martensen auch den Eckart, heute Nr. 82 des Bibliothekskatalogs. Martensen, Bischof von Seeland, ist bekannt geworden durch seine Auseinandersetzung mit Kierkegaard; seine Mutter, die Kierkegaard in seiner Jugend oft besuchte, stammte aus Flensburg. Seine eigene Abhandlung, in der Martensen nicht genannt wird, hat Steffensen Burckhardt gewiß nicht überlassen, aber vielleicht hat dieser die gekürzte Fassung gehört, die Steffensen 1858 in der Historischen Gesellschaft vortrug – unmittelbar vor Burckhardts Vortrag «Venedig und Florenz im 15. Jahrhundert».

Steffensen gibt auf S. 156–164 einen Extrakt aus Meister Eckarts Predigten und erklärt ihn in seinen Erläuterungen mehr für einen Philosophen als einen Theologen (167, 169); er belegt dies vor allem aus Eckarts starker Benutzung von platonischen und spätplatonischen Gedanken (199) – bis zu Plotin [Enneaden VI, 9!] und Pseudo-Dionysius und sogar bis zur Annäherung von Eckarts Begriff des Nichts an das buddhistische Nirwana; eben die «unio mystica», das Aufgehen in Gott. Steffensen meint (176), dies sei «im Grunde doch nichts anderes als die Einheit des reinen Geistes in vollkommenem Sichselbsterkennen» – Eckart bezeichnete die Vereinigung mit Gott fraglos leichter faßbar als: «Gott und ich sind eins im Erkennen», als «Widerspiegeln der Seele in Gott» oder ganz platonisch als «Schauung»<sup>69</sup>.

<sup>68</sup> Jacob Burckhardt, Bd. V, 1973, S. 23 ff., Anm. 56 ff.

<sup>69</sup> Martensen, Meister Eckart, S. 19, 29; Taulers Predigten, Basel 1521, fol. 305, 315; 301 f.; 277.

Teil A des Nachlasses Karl Steffensens «Vorlesungsmaterial» enthält in den erwähnten 89 Convoluten aber vor allem Aufzeichnungen für die geplante «Geschichte der Philosophie». Es sind zusammen rund 50 000 Blätter in Großoktav, nicht paginiert, sehr flüchtig geschrieben und in dieser Masse für meine alten Augen nicht mehr zu entziffern. Wenige Aufschriften deuten das Thema an, einige Deckel tragen die Jahreszahlen 1878, 1886, 1888. Nur in Conv. 68 (Aufschrift: 1886) über die Seelenlehre sind die 343 Doppelbogen paginiert.

Aus diesem Material zwischen 1874 und 1888 veröffentlichten Rudolf Eucken und Pfarrer Immanuel Balmer 1894<sup>70</sup> auf 411 Seiten 181 Fragmente von einer Viertelseite bis zu 25 Seiten Umfang. Die Nummern versah Balmer mit Überschriften. Sie enthalten Steffensens Versuche, «in immer neuen Anläufen» (Notiz Max Burckhardt) eine Philosophie der Geschichte (also die direkte Umdrehung des Themas «Geschichte der Philosophie» aus seinen Hauptvorlesungen) als druckfertiges Manuskript zu hinterlassen. Auf S. XXVII ist ein K. St. gezeichneter Entwurf für ein kurzes Vorwort abgedruckt mit dem typisch bescheidenen Satz: «Es liegt mir nun aber doch daran, einiges von dem, was mich seit mehr als dreißig Jahren vor allem beschäftigt hat, in der Weise, wie sich's mir darstellt, zur Sprache zu bringen, wenn auch nur in Andeutungen und Bruchstücken.» Es sind in der Tat Bruchstücke, fast noch in der Art der früheren Tagebücher und Studien: bald in Predigtton, bald als kritische Auseinandersetzungen mit den Lehren der Philosophen, besonders der Neuzeit wie Kant («kein Metaphysiker»); oft Fragen an sich selber oder an gedachte Hörer, viele Wiederholungen, seitenlang fortlaufende Texte ohne Absätze, aber mit zahlreichen !!, ??, – durchsetzt. I. Balmer charakterisiert Steffensens Methode sehr treffend als «ein Hin- und Herwerfen der Gedanken» und ordnet die 181 Fragmente unter vier summarischen Abschnitten an: I. Die Aufgabe, II. Der Weg, III. Schwierigkeiten, IV. Hypothesen, Erkenntnisse, Postulate. Steffensen konnte, was ihm selbst nur allzu bewußt war, eben über diese Vorstufen hinaus nicht zu einer klaren Gesamtdarstellung vordringen. Der Wert liegt in einzelnen originellen Gedanken, z. B. ist Geschichte für ihn «Seelenlehre, und zwar die Lehre vom Geist» (13); die «körperlichen

<sup>70</sup> Zur Philosophie der Geschichte von Karl Steffensen, Auszüge aus seinem schriftlichen Nachlaß, Basel 1894 – nur hierauf stützt die 12. und letzte Auflage von Überwegs Grundriß d. Gesch. d. Philosophie, 4. Tl. 1923, S. 255, 232, die Darstellung von Steffensens Philosophie. Sie nennt ihn einen «religiösen Metaphysiker» von prophetenartiger Wirkung in Basel.

Denkmäler» sind Außenwelt, nicht Geschichte. Geschichte ist nur das «was darin Geist, vernünftige, künstlerische Seele war und ist» (16) – das ewige Geheimnis wie die Metaphysik. Menschliche Bauwerke erscheinen ihm wie ein Spiel, oder: «Die spielende Seele ist alle Dinge» (60).

Steffensens dualistischer Leitgedanke ist stets, daß es ohne Religion, Jenseits, Offenbarung der Geheimnisse keine Geschichte, sondern höchstens «Prähistorie gleich Naturerscheinung» geben kann (20 ff., 253). Vom Dualismus her gesehen stellt er Platon mit den Ideen des «Emporgerissenwerdens» in die Sphäre des Wahren, Guten, Schönen weit z. B. über Schleiermacher. Wie schon in der Rektoratsrede 1864 betont er mehrfach den Anteil «des Zufälligen, Willkürlichen und der Freiheit» an menschlichen und geschichtlichen Vorgängen (30) – wie Goethe 1812 im 11. Buch von Dichtung und Wahrheit. Europa verdanke Platon die Grundlagen der Philosophie, bis heute sei keine Metaphysik über ihn und Aristoteles hinausgelangt (61 ff.). Ausführlich stellt er das Raum- und Zeitproblem dar (74–85). Wenn er dabei «den neuesten seltsamen Arbeiten über Raum und Zeit» die philosophische Erkenntnis von der Unvollkommenheit des menschlichen Raumbewußtseins zubilligt, so zielt dies sicherlich auf seinen Kollegen Johann Jacob Balmer<sup>71</sup> (1825–1898), der 1865–1890 Privatdozent für Geometrie in Basel war, und dessen berühmte «Balmersche Formel» (1885) von den einfachen Zahlenverhältnissen zwischen den Wellenlängen der 4 bzw. 30 Spektrallinien des Wasserstoffatoms eine Vorstufe zu Bohrs Atommodell war. Unter seinen Schriften stehen seine Dissertation über «Des Propheten Ezechiel Gesicht vom Tempel» (mit Rekonstruktionen; S. 5 Anm. 5 Balmers physikalische These, die ganze Schöpfung sei «nach Maß und Zahl geordnet») von 1858 und ein Heftchen zur Gesundheit 1885 neben der Publizierung von Arbeiterwohnungen 1853 im Auftrag der Basler Gemeinnützigen Gesellschaft und einer Einführung in die freie Perspektive 1887. Balmer war praktizierender Christ wie Steffensen und hatte 1868 in seinem Basler Vortrag «Die Naturforschung und die moderne Weltanschauung» von solchen Unvollkommenheiten gesprochen. Steffensen besaß den Vortragstext in seiner Bibliothek (Nr. 3007). Ähnliches gilt für Steffensens Abschnitt über das aus der Mathematik stammende Bewußtsein der Unendlichkeit (85–89).

<sup>71</sup> Eduard Fueter, Große Schweizer Forscher, <sup>2</sup>1941, S. 272 f.; Physikal. Blätter 5, 1949, Heft 1, S. 11–14; Elemente der Mathematik 16, 1961, S. 49. – J. J. Balmers Berichte: Ann. Phys. 25, 1885, S. 20 u. 70, 1897, S. 381. – Für Nachweise danke ich herzlich Dr. G. Richter, Geesthacht.



Auf lange Spekulationen über die Entstehung der Welt (239–260) mit Sätzen wie «Unser ganzes irdisches Dasein ist ein Spiel der Natur» folgen in Euckens Auszügen Erörterungen über Persönlichkeit und Gottesbewußtsein, in dem Philosophie und Religion zusammenhängen (331). Alles mündet schließlich ins Christliche, wobei aber wieder der echt steffensensche Gedanke auftaucht, daß das Erkennen doch noch über dem Glauben stehe – freilich ein Erkennen, das gleich dem Schauen in der Mystik und bei Platon ist: «Ich erkenne vollkommen, indem ich bewußt... erweckt, erhört werde» (59); dabei sind «die Seelen wie die Körper Schatten, Bilder, ... Strom der Subjekte wie der Objekte», es ist wieder Platons Dualismus, der in die Geschichte hineinwirkt.

Kurz vor seinem Tode hat Steffensen noch Aufzeichnungen gemacht, die in die Gesammelten Vorträge und Aufsätze S. 374–378 aufgenommen wurden. Sie wirken wie eine Ergänzung oder leichte Korrektur zu den Vorbereitungen für die «Philosophie der Geschichte» und lassen zugleich an späte Kontakte mit dem Physiker Balmer denken. Er erklärt nun, daß der moderne Empirismus doch etwas Wahres bekunde: wir leben in der Natur, und auch die Geschichte gehört zur Erfahrungswelt. Der menschliche Geist aber werde sich bewußt «einer höheren Kraft... der Macht, die Natur zu verwandeln».

Dies sind wahrhaft prophetische Worte, die sich erst ein halbes Jahrhundert später – freilich nicht in Steffensens mehr idealisierendem Sinne – bewahrheiten sollten durch die Ergebnisse der Kernphysik. Steffensen hat selten prophezeit, aber ein solcher einzelner Blick in die Zukunft schlägt eine Saite an, die so kräftig im Leben seines großen Kollegen Jacob Burckhardt geklungen hat. Vielleicht ist es ja nur dies über zwanzig Jahre dauernde Neben-Burckhardt-Wirken, das Steffensens Existenz im Gedächtnis der Nachwelt erhalten kann.

Unmittelbare enge Kontakte der beiden Männer sind nicht nachweisbar, und die beiden zitierten Nennungen in Burckhardts Briefen sind nichtssagend. Als Nietzsche am 14. Oktober 1860 Droysen berichtete, daß er während einer Einladung durch Steffensen nach Basel dort J. Burckhardt besucht habe, schrieb er nichts davon, daß Steffensen dabei war. In Steffensens Papieren ließ sich überhaupt kein Zeugnis finden. Die Verschiedenheiten beider waren weit größer als die Ähnlichkeiten. Eine Notiz in Steffensens letztem Tagebuch vom 16. Juni 1863 darf man jedoch in ihrer Schärfe kaum auf den Kollegen beziehen, sondern muß sie nur allgemein werten als Ausfluß seiner religiösen Übersensibilität und tiefer Depression: «Indem ich in der Wissenschaft immer skeptischer u. unbefriedig-

ter werde, werde ich keineswegs im Gemüthe immer gläubiger u. seliger. . . es folgt nur ein Gefühl von Verödung im Herzen. Ich sehe mich immer mehr vereinsamen. Unter den wissenschaftlichen Genossen fühle ich mich fremd, weil ich an allen ihren Arbeiten fast nur noch das kindische Interesse nehme, mich dadurch eine zeitlang zerstreuen und beschäftigen zu lassen: Der Geist, in dem alles betrieben wird, ist mir zuwider, die Kunsterbauung, die eifrige Thätigkeit macht sie alle glücklich, nicht die Erkenntnis, die eher traurig machen würde. . . Aber auch im Glauben bin ich ein Fremdling unter den Kindern des Hauses.»

Kurz vorher hatte sich Burckhardt – offenbar von Steffensen beraten – mit Meister Eckart beschäftigt, später wird er die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» abschließen mit dem Satz, daß der Historiker «in lauter Sehnsucht nach . . . Erkenntnis» dahinleben müßte. Wenige Zeitgenossen sahen das Bild der Gegenwart so düster wie Burckhardt. Allerdings war seine Dürsterheit die des Historikers, diejenige von Steffensen dagegen eine mehr persönliche, religiöse. Und die Arbeitswut der Gelehrten hat Burckhardt noch 1875 durchaus verurteilt<sup>72</sup>.

Zählen wir zunächst die Verwandtschaften beider Männer auf: Beide waren als Gelehrte ohne jeden Dünkel und nur von reinem Drange nach Wahrheitsfindung erfüllt. War Steffensen acht Jahre lang Erzieher gewesen, so unterrichtete der zwei Jahre jüngere Burckhardt doch 1842 einige Monate lang in Berlin im Hause des konservativen Grafen Perponcher. Beide waren in der «Revolutionszeit» politisch tätig: Steffensen 1848/50, Burckhardt 1844/45 als Redaktor der «Basler Zeitung», bei beiden führten diese Erfahrungen nach der mehr links orientierten Jugendzeit zu einer freilich sittlich sublimierten konservativen Grundhaltung. Beide standen ihrem Zeitalter des Erwerbssinnes und der Technisierung mit wachsender Skepsis gegenüber. Beide reisten gern, aber wahrten bis zuletzt der Universität Basel ihre Treue. Beide besaßen eine außerordentliche, wenn auch verschiedenartige Beredsamkeit, so daß Steffensen als einziger neben Burckhardt ebenso volle Hör- und Vortragssäle hatte, wie Werner Kaegi hervorhebt. Ihr 33jähriger Kollege Dilthey hatte im Sommersemester 1867 sofort diese Wirkung beider bemerkt, als er die «interessanten Menschen» an der Basler Universität beschrieb: «Besonders Steffensen, eine wundervolle Erscheinung, in ihrer Art unvergleichlich, dann Burckhardt. Die beiden drücken dann freilich schwer auf alle Fakultäten<sup>73</sup>.»

<sup>72</sup> W. Kaegi, J. Burckhardt V, S. 515, 614.

<sup>73</sup> An den Germanisten Wilhelm Scherer, 12. Mai 1867: Der junge Dilthey, Leipzig 1933, S. 238.

Demgegenüber sind die in ihrer tiefsten Veranlagung begründeten Verschiedenheiten eben sehr viel stärker ausgeprägt. Diese beginnen schon mit der Herkunft: es ist der Kontrast der grüblerischen, aber der letzten Formung entbehrenden Ideenfülle des Enkels von Angler Kleinbauern zur pragmatisch-genialen Geschichts- und Kunstauffassung des in langer geistiger Tradition stehenden Basler Bürgersohns. Schon die dem Dienstalter entsprechend hintereinander liegenden Semesterberichte beider Dozenten verraten anschaulich die Kluft: Burckhardt setzte in seiner zierlichen und präzisen Gelehrtschrift die Namen der Hörer sorgfältig in Kolumnen untereinander; Steffensen führt in seiner großen, hingewühlten Schrift alle Hörer in fortlaufenden, ungegliederten Reihen auf. Auch Burckhardt sah in Lehre und Forschung seine Hauptaufgabe; Gedankenreichtum und Bedeutung der Vorlesungen können wir erst jetzt nach Erscheinen des V. und vorletzten Bandes von W. Kaegis großer Biographie ganz übersehen. Aber auch die Art der Beredsamkeit beider Männer war verschieden: Steffensen neigte zum Pathos, schon aus seiner strengen Kirchlichkeit heraus. Burckhardt benutzte das Pathos sehr selten und nur als Kunstmittel und bewegte sich mehr in der Welt der antiken Heiterkeit und Ironie. War Steffensen Philosoph und fast Theologe, so hatte Burckhardt zwar zunächst kurz Theologie studiert, stand aber beiden Disziplinen reserviert gegenüber, und zwar besonders in bezug auf das Verhältnis zur Geschichtswissenschaft. Eine Ausnahme machte er mit «dem» Philosophen Schopenhauer, den wieder Steffensen ablehnte. Dafür hatten beide viel für Schelling übrig.

Der größte Unterschied beider liegt aber darin, daß Steffensen über seine Wirkung durch das Wort hinaus nicht zur schriftlichen Fixierung abgeschlossener Werke kam; er blieb bei den Vorbereitungen, während Burckhardt schon bei Lebzeiten das Zeitalter Constantins, den Cicerone und die Cultur der Renaissance veröffentlichte, die zusammen mit den posthum publizierten Weltgeschichtlichen Betrachtungen und der Griechischen Kulturgeschichte eine nicht an den Augenblick gebundene, zeitlose und wachsende Wirkung auf zukünftige Generationen ausübten, so viele Korrekturen oder Ergänzungen es auch im Kleinen geben mochte. Dies lag daran, daß Burckhardt nicht nur wie Steffensen mit jedem Faktum die persönlichste Anteilnahme und Beurteilung verband, sondern zugleich jene künstlerische Vollendung der Darstellung in Disposition und Formulierung erreichte, die Steffensen zwar bei läufig bei dem Blick auf die Geschichtsschreibung erwähnte, aber selbst nicht realisieren konnte.

Es war Usus in Basel, daß neben den von auswärts berufenen Dozenten der Universität stets Persönlichkeiten aus den alten Bürgerfamilien wirkten. Immer wieder gab es einzelne Familienmitglieder, die, statt den kaufmännischen oder industriellen Beruf zu ergreifen, ihrer inneren Berufung folgten ohne Rücksicht auf Erwerb. Mit Jacob Burckhardt kamen die geistigen Kräfte der alteingesessenen Oberschicht zur großartigsten Wirkung – in Steffensen wurde gleichzeitig in der Reihe der Berufungen von weither die Persönlichkeit eines akademischen Lehrers im vollsten Wortsinne und von ebenso reiner und edler Gesinnung wie Burckhardt gewonnen. Er wurde schließlich fast als Basler betrachtet. So sagte Immanuel Stockmeyer am 14. Dezember 1888 in seiner Grabrede: «Er wurde nicht nur durch seine Verheiratung im Jahre 1859, sondern auch durch volle Teilnahme des Herzens ein Bürger unserer Stadt und hatte ihr allgemeines Wohl, und insbesondere dasjenige der Universität, stets im Auge.» Und Steffensens späterer Nachfolger, der Philosoph Hans Heussler, schloß seinen Nachruf<sup>74</sup> mit dem Satz: «Unsere Vaterstadt wird es sich immer als eine ihrer ganz großen Ehren anrechnen, diesen guten Fremdling beherbergt und an sich gefesselt zu haben.»

Daß der Genius des geborenen Baslers die Leistung des «guten Fremdlings» überschattete, ist eine Bestätigung für die Bedeutung der einheimischen Elite.

<sup>74</sup> Basler Jahrbuch 1890, S. 19. – Am Schluß sage ich herzlichen Dank der Zentralbibliothek Luzern, besonders Frl. Furrer und Herrn Huber, für alle Unterstützung. – Vgl. meinen Artikel Karl Steffensen im Schl.-Holst. Biographischen Lexikon 3, Neumünster 1974, S. 254–258, mit Quellen und Literatur; dort Angaben über die von Steffensens Schwester Marie Brigitte 1889 errichtete Karl Steffensen-Stiftung von 30 000 Mark, aus der 1905/1920 Studenten der Universität Kiel Stipendien erhielten. – Die Herstellung des druckfertigen Manuskripts verdanke ich der Sorgfalt von Frau Margot Asmussen, Kiel.